

**Maria Lassak**



***Unconditional Cash Transfer* als staatliches Instrument der Armutslinderung in  
Tansania am Beispiel des Bezirks Kilombero, Südwest-Tansania**

**KÖLNER ETHNOLOGISCHE BEITRÄGE**  
Herausgegeben von Michael J. Casimir

**Heft 56**

**2020**



**Maria Lassak**

***Unconditional Cash Transfer* als staatliches Instrument der Armutslinderung in  
Tansania am Beispiel des Bezirks Kilombero, Südwest-Tansania**

**KÖLNER ETHNOLOGISCHE BEITRÄGE**  
Herausgegeben von Michael J. Casimir

**Heft 56**

**2020**





## Vorwort des Herausgebers

Die vorliegende Arbeit von Maria Lassak, die von Prof. Michael Bollig betreut wurde, wendet sich, empirisch fundiert, einem vernachlässigten Thema der Wirtschafts- und Sozialethnologie zu. Welche Bedeutung haben staatliche Wohlfahrtszahlungen für die Bearbeitung der Armutsfrage im Globalen Süden? Zunehmend entscheiden sich Länder des Globalen Südens (etwa Südafrika, Brasilien und Iran) dazu, durch großangelegte Wohlfahrtsprogramme ländliche Armut zu bekämpfen. In Südafrika (und auch in den Nachbarländern Botswana und Namibia) werden gehaltsunabhängige Renten gezahlt, die leicht über dem gesetzlich verbürgten Mindesteinkommen liegen. Jede Person über 65 (bzw. 60) – einerlei ob sie in ihrem Leben in einem formalen Arbeitsverhältnis war oder nicht – erhält eine Grundrente. Diese Grundrenten spielen im ländlichen Raum des südlichen Afrika eine zentrale Rolle. Im ländlichen Südafrika etwa stellen gehaltsunabhängige Renten in fast 50 Prozent der Haushalte das zentrale Haushaltseinkommen dar. In anderen Staaten des Globalen Südens werden derartige Renten, Kindergelder und Grundeinkommen an bedürftige Haushalte ausgezahlt (so etwa im Bolsa Familia Programm Brasiliens). Diesen Weg geht auch Tansania in einigen Pilotprojekten.

Lassak nimmt als theoretische Vorlage die neuesten Arbeiten James Fergusons, die in der Streitschrift „*Give Man a Fish*“ überzeugend zusammengefasst wurden. Ferguson argumentiert, dass angesichts überbelasteter natürlicher Ressourcen und vielfach gescheiterter Versuch den ländlichen Raum in marktorientierte Produktionsprozesse einzubeziehen und so Wohlstand zu schaffen, nur „social transfers“ (Renten, Kindergelder etc.) die Möglichkeit bieten, Armut zu bekämpfen. Ferguson beschreibt wie die permanenten Versuche, verarmte ländliche Bevölkerungen zu Produzenten für den Weltmarkt zu machen, immer wieder scheitern – schlicht, weil derartige Produzenten auf dem Weltmarkt nicht konkurrieren können. Die alte Diktion, man solle den Menschen keine Fische geben, sondern sie beim Fischen anleiten (um so unabhängig zu werden), entlarvt Ferguson als neoliberale Ideologie. Lassak erläutert diesen theoretischen Hintergrund ihrer Arbeit kurz, aber angemessen und zielführend. Mit empirischen Daten aus dem Süden Tansanias weist sie auf die große Bedeutung dieser Thematik für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des ländlichen Raums hin. Angesichts der Vielzahl nationaler Programme, die alle „social transfers“ als zentrale Strategie der Armutsbekämpfung identifizieren, wird die Ethnologie sich in den kommenden Jahren vermehrt dieser Thematik zuwenden müssen, um kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Wandel in ruralen Zonen des Globalen Südens zu verstehen.

Michael J. Casimir



## **Danksagung**

Ich möchte mich bei allen bedanken, die mich während meiner Forschung und beim Schreiben dieser Arbeit unterstützt haben. Ich danke Ihnen/euch für eure Gastfreundschaft, eure Geduld und Zeit, eure guten Ratschläge und Hilfe verschiedenster Art. Ein besonderer Dank geht an den DAAD, der diese Forschung durch das PROMOS-Stipendium gefördert hat.

*Mwishoni napenda kuwashukuru watu wote walionisaidia wakati wa utafiti wangu na wakati wa kuandika makala hii. Nawashukuru sana kwa ukarimu wenu, utulivu na muda wenu, ushauri wenu mzuri na msaada mbalimbali.*

## **Abbildungsverzeichnis**

Abbildung 1: Logo des Tanzanian Social Action Fund (TASAF 2019).

Abbildung 2: Karte der Bezirk Kilombero (mit Ifakara) und Ulanga (Alba et al 2010: 3).

Abbildung 3: Interview mit James (Bild: Maria Lassak).

Abbildung 4: Interview mit Yohanna (Bild: Maria Lassak).

Abbildung 5: Zahlungsquittung des *cash transfer* (Bild und Bildbearbeitung: Maria Lassak).

Abbildung 6: Übersicht über die Ausgaben der TASAF Haushalte (Diagramm: Maria Lassak).



# Inhaltsverzeichnis

Abstract .....	1
1 Einleitung .....	3
2 Theoretischer Rahmen.....	5
3 Sozialhilfe in Tansania .....	10
3.1 Entstehung und Entwicklung von Sozialhilfe in Tansania.....	10
3.2 Der Tanzanian Social Action Fund .....	12
4 Geographischer Hintergrund .....	15
5 Methoden.....	17
5.1 Hintergründe und Rahmenbedingungen der Forschung.....	17
5.1.1 Zeitlicher Ablauf meines Aufenthaltes.....	17
5.1.2 Der strukturelle Aufbau.....	18
5.1.3 Introspektion.....	19
5.2 Angewendete Methoden.....	20
5.2.1 Teilnehmende Beobachtung .....	20
5.2.2 Interviews .....	21
5.2.3 Informelle Gespräche .....	26
5.2.4 Probleme.....	27
6 Praktische Umsetzung des Programms.....	29
6.1 TASAF in Kilombero.....	29
6.2 Akteure.....	32
6.2.1 Die Beamten.....	32
6.2.2 Die Freiwilligen.....	33
6.2.3 Die Empfänger .....	35
6.2.4 Sozialer Austausch zwischen den Akteuren.....	37
6.3 Wesentliche operative Abläufe.....	38
6.3.1 Der Zahltag.....	38
6.3.2 Transparenz .....	39
6.3.3 Konditionalität.....	42

7	Analyse der Konzepte und Wirkungsweisen.....	43
7.1	Nachhaltigkeit .....	43
7.1.1.	Ausgaben der Empfänger .....	43
7.1.2	Programmziel .....	47
7.2	Abhängigkeit .....	49
7.3	Armut .....	52
7.4	Politische Teilhabe .....	55
8	Fazit .....	59
9	Bibliografie.....	65

## **Abstract**

This master's thesis discusses the *Productive Social Security Net* (PSSN), the cash transfer program of the *Tanzanian Social Action Fund* (TASAF), in the context of the global debate on poverty alleviation and a new thinking about work, unemployment and distribution of wealth. The PSSN targets poor households (in Swahili *kaya maskini*) and consists of up to three transfer types (an unconditional cash transfer, a conditional transfer and a public work scheme). The example of the district of Kilombero (Morogoro) shows that the complex (bureaucratic) structures and the mixture of transfer types, which are difficult for recipients to understand, give rise to mistrust and conflict at the local level. Attempts to involve communities in the program implementation to strengthen solidarity proven to be not successful. This resulted in confusion and envy in some of the non-receiving households and preserved the existing social stigmas of poor people. Moreover, the program - like other cash transfer programs in the Global South - is still deeply rooted in Western, productivist patterns of thought – what is especially shown in the instruction to invest the unconditional transfer. This classification of poverty as a problem of production instead of a problem of distribution (which comes with the idea to transform recipient's behaviour to fit into a capitalistic market economy) limits poverty alleviation and debates on fair sharing of wealth.





# 1 Einleitung

In Debatten über soziale Gerechtigkeit setzte sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend die Erkenntnis durch, dass Wirtschaftswachstum nicht automatisch mit einer Linderung von Armut einhergeht, sondern im Gegenteil eher zu einer wachsenden Disparität zwischen Arm und Reich führt, da die Armen und Marginalisierten zunehmend von kapitalistischen Produktionsprozessen ausgeschlossen sind. Im Globalen Süden führten in den letzten zwei Jahrzehnten Sozialhilfeprogramme, die *unconditional cash transfers* und *conditional cash transfers*, also kleine Geldbeträge, die direkt an bestimmte Bevölkerungsgruppen ausgezahlt werden, sehr erfolgreich zu einer Linderung von Armut. Diese Programme unterscheiden sich in ihrer Ausrichtung einerseits radikal von „klassischen“ Sozialhilfemodellen des Globalen Nordens und bieten die Möglichkeit zu einem neuen Denken über Verteilung von Wohlstand, Arbeit, soziale Gerechtigkeit und Armut. Das manifestiert sich beispielweise in Debatten über das generelle Grundeinkommen. Andererseits sind diese Entwicklungen bisher beschränkt auf einige wenige Länder, wie Namibia oder Südafrika, und es zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass die meisten *cash transfer*-Programme nach wie vor in Denkmustern „klassischer“ Sozialhilfemodelle des Globalen Nordens verankert sind und lokale Kontexte nicht oder zu wenig berücksichtigt werden (Ferguson 2015 und de Sardan und Piccolo 2018). Diese Verankerung limitiert die Armutsbekämpfung und führt dazu, dass die meisten Programme eher zu einer Aufrechterhaltung des Status quo beitragen und nicht zu einer Infragestellung des Systems führen. James Ferguson betrachtet in seinem Buch „Give a man a fish. Reflections on the New Politics of Distribution“ diese *cash transfer*-Programme als Distributionsmechanismen und begründet dadurch ein neues Forschungsfeld der Ethnologie. In diesem Buch ruft er dazu auf die *cash transfer*-Programme mit einem „spirit of curiosity and discovery“ (Ferguson 2015: 62) zu betrachten, ihre Mechanismen und Wirkungsweise offenzulegen und so aufzuzeigen, inwieweit sie bestehende Verhältnisse festigen oder zu einer radikalen Wende beitragen können. Dabei kann (laut Ferguson) besonders die Ethnologie einen wichtigen Beitrag leisten, da das Fach sich bereits lange mit unterschiedlichen Verteilungsmechanismen (von der Gabe bis hin zu Tauschbeziehungen oder dem Teilen) auseinandersetzt, die zum Verständnis alter und vor allem neuer Sozialhilfemodelle essenziell sind.

Im Zuge von Fergusons Aufruf ist diese Masterarbeit als Ethnographie des *Productive Social Security Net* (PSSN) des *Tanzanian Social Action Fund* (TASAF) zu verstehen. Dieses *cash transfer*-Programm wurde von der tansanischen Regierung in

Kooperation mit der *International Development Association* (IDA) entwickelt und richtet sich an arme Haushalte (auf Swahili *kaya maskini*). Die Daten dieser Arbeit wurden während eines 12-wöchigen Forschungsaufenthaltes in Tansania erhoben, in denen ich teilnehmende Beobachtung im TASAF-Büro des Bezirks Kilombero und Interviews mit Empfängern des *cash transfer*-Programmes durchführte. Ziel meiner Forschung war es, die Mechanismen (beziehungsweise operativen Abläufe) und Wirkungsweisen offenzulegen, um herauszufinden, inwieweit diese dazu beitragen bestehende sozio-ökonomische Verhältnisse und wirkmächtige westlich geprägte Vorstellungen aufrechtzuerhalten oder zu einer radikalen Wende beitragen. Ich erhielt Einblicke in Prozesse und Abläufe, ebenso wie in im Programm verankerte Ideologien und Denkweisen, die zeigen, dass das Programm eher eine Hybridform „klassischer“ und neuer Sozialhilfemodelle darstellt und dadurch nach wie vor tief in westlichen Vorstellungen verankert ist. Daher trägt es eher zu einer Aufrechterhaltung des Status quo bei. Das betrifft auch gängige Stigmata gegenüber armen Menschen, die fest im Programm eingeschrieben sind. Außerdem legt meine Forschung die Vermutung nahe, dass das Programm nicht nur ein Instrument der Armutslinderung ist, sondern vorrangig andere staatliche Interessen bedient werden.

Die Gliederung meiner Arbeit ist wie folgt: In Kapitel 2 gebe ich einen Überblick über die Debatte um Sozialhilfe und zeige die wichtigsten Gemeinsamkeiten und Unterschiede der „klassischen“ Sozialhilfeprogramme aus dem Globalen Norden und den neuen *cash transfer* -Programmen aus dem Globalen Süden auf. In Kapitel 3 umreiße ich die Entstehung und Entwicklung von Sozialhilfeprogrammen in Tansania. Nach einem kurzen geographischen Überblick in Kapitel 4 erfolgt die Beschreibung und Reflektion meiner Methoden und meines Aufenthaltes. Die Aufbereitung meiner Feldforschung ist in zwei Kapitel aufgeteilt: Kapitel 6 beschäftigt sich mit den operativen Abläufen und Prozessen des Programmes, Kapitel 7 mit den dahinterstehenden Denkmustern. In Kapitel 8 fasse ich meine Ergebnisse zusammen und ordne sie in die globale Debatte ein.

Zur vereinfachten Lesbarkeit ist diese Arbeit im generischen Maskulinum geschrieben, außerdem sind zur Anonymisierung die Namen aller betreffenden Personen geändert.

## 2 Theoretischer Rahmen

In den letzten zwei Jahrzehnten entwickelten und verbreiteten sich im Globalen Süden neue Formen staatlicher Sozialhilfe, die kleine Geldbeträge, genannt *unconditional* und *conditional cash transfer*,<sup>1</sup> direkt an bedürftige Menschen auszahlen. Diese *cash transfer*-Programme beruhen auf dem Grundsatz, dass arme Menschen, wenn sie Zugang zu Geld erhalten, selbst in der Lage sind Möglichkeiten zu finden, ihre Situation zu verbessern und erzielten erhebliche Erfolge in der Linderung von Armut. Vorreiter dieser Entwicklung waren vor allem das *Oportunidades*-Programm in Mexiko (heute: *Prospera*) und das *Bolsa Familia*-Programm in Brasilien, die durch den *cash transfer* vor allem Familien unterstützen. Aber auch Südafrika war durch sein durch die Apartheid und Anti-Apartheid Ära geprägtes Sozialsystem, was sich vor allem durch einkommensunabhängige Renten, Kindergeld und Invaliditätsleistungen auszeichnet, ein prägendes Vorbild vor allem auf dem afrikanischen Kontinent<sup>2</sup> (Ferguson 2015: 12-14).

Wie ich im Folgenden zeige, unterscheiden sich die *cash transfer*-Programme nicht nur konzeptionell von Sozialhilfemodellen des Globalen Nordens. Sie eröffnen zudem die Möglichkeit wirkmächtige, westliche Vorstellungen über Arbeit, Arbeitslosigkeit, Familie und Verteilung von Wohlstand zu hinterfragen und dadurch Lösungen für die weltweit wachsende Ungleichheit und die Isolierung einer Mehrheit der Weltbevölkerung vom kapitalistischen Produktionsprozess zu suchen. Dieses neue Denken wird von Ferguson als „politics of distribution“ (Ferguson 2015: 10) bezeichnet (Ferguson 2015: 10-11).

Auch in den klassischen Modellen des Globalen Nordens<sup>3</sup> wurde und wird mit der Auszahlung von Geldbeträgen gearbeitet - verbunden mit dem Gedanken, dass dies den

---

<sup>1</sup> *Unconditional cash transfers* werden dabei bedingungslos allen ins Programm aufgenommenen Personen ausgezahlt, während *conditional cash transfers* an bestimmte Bedingungen und Verpflichtungen (wie beispielsweise regelmäßige Klinik- oder Seminarbesuche) geknüpft sind (Garcia und Moore 2012: 18 und 21). In der deutschen Sprache gibt es bisher kein treffendes Äquivalent, das diese spezielle Bedeutung wiedergibt. Daher verwende ich in dieser Arbeit die englischen Begriffe.

<sup>2</sup> Inzwischen gibt es *cash transfer*-Programme, sowohl *unconditional* als auch *conditional*, in den meisten afrikanischen Ländern, darunter auch viele Länder Ostafrikas (unter anderem in Äthiopien, Kenia, Malawi, Mosambik und Tansania), die in Kooperation von Nationalstaaten und internationalen Akteuren finanziert und umgesetzt werden. Diese Programme sind meist jedoch zeitlich begrenzt, erreichen eine vergleichsweise kleine und spezifische Zielgruppen und zahlen deutlich geringere Geldbeträge aus als Programme in Lateinamerika und Südafrika (Garcia und Moore 2012 und Ferguson 2015: 13).

<sup>3</sup> Esping-Andersen (1990) unterscheidet im Globalen Norden drei (Haupt-)Arten (beziehungsweise „Welten“) von Wohlfahrtskapitalismus: Das liberale Wohlfahrtsregime (zum Beispiel die Vereinigten Staaten von Amerika), das sozialdemokratische Wohlfahrtsregime (zum Beispiel Schweden) und das konservative Wohlfahrtsregime (zum Beispiel Deutschland). In allen greift der Staat durch sozial-

Konsum und das Wirtschaftswachstum anregen und gleichzeitig die Lebensbedingungen der Empfänger verbessern würde. Hier bildet jedoch die Vorstellung von Vollbeschäftigung und Arbeit als „Normalzustand“ die Grundlage. Dies gilt vor allem für die männlichen Haushaltsvorstände, die dadurch sich selbst und von ihnen abhängige Personen wie Frauen und Kinder versorgen. Sozialhilfe ist daher als „Sicherheitsnetz“ konzipiert, welches im Falle von Alter oder Tod des Haushaltsvorstandes greift, beziehungsweise ein Weg ist, mit einer Unterbrechung des Arbeitsverhältnisses (zum Beispiel durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit) umzugehen. Der Anspruch auf dieses Netz wird dabei durch ein Beitragsbeziehungsweise Versicherungssystem gesichert, in das alle Arbeitnehmer einzahlen<sup>4</sup> (Ferguson 2015: 15-17).

Verteilung oder Umverteilung von Gütern oder Geld wird daher durch den Markt organisiert, wo Arbeitskraft gegen Geld getauscht wird. Gleichzeitig bietet der Markt Zugang zu Konsummöglichkeiten. Das bedeutet, dass (Lohn-)Arbeit als unerlässlich für den Zugang zu notwendigen Gütern und Produkten (von Lebensmitteln bis hin zu Unterkunft) angesehen wird. Lebensumstände, die dagegen von direkter Verteilung abhängig sind, werden ignoriert beziehungsweise ausschließlich bei Rentnern, (Haus-)Frauen und Kindern akzeptiert (Ferguson 2015: 20-21). Diese Vorstellungen spiegeln sich auch innerhalb des Entwicklungsdiskurses wider, in dem die Gesellschaften des Globalen Südens nach westlichem Vorbild transformiert werden sollen: Anstelle direkter Geldzahlungen sollen Empfänger durch Trainings oder Qualifizierungen produktive Fähigkeiten und dadurch Zugang zum Markt und marktgebundener Verteilung erhalten. Das soll ihnen eine nachhaltige Perspektive bieten (zum Beispiel eine Lohnarbeit), die sie in die Lage versetzt sich selbst zu versorgen und ihren Beitrag zur Gesellschaft zu leisten. Armut wird demnach einseitig als Produktionsproblem klassifiziert (Ferguson 2015: 35-39).<sup>5</sup> Bis heute ignorieren diese Modelle jedoch einen global sinkenden Bedarf an Arbeitskräften (vor allem in der Industrie) und eine dadurch wachsende Massenarbeitslosigkeit durch die Digitalisierung, die dazu führt, dass zunehmend mehr Menschen von kapitalistischen Produktionsprozessen und

---

und arbeitspolitische Instrumente in den Markt ein, wobei sich der Grad der Einschränkung des Marktes, sowie die Höhe der öffentlichen Ausgaben für Sozialhilfe und das Ausmaß der Umverteilung unterscheiden. Wie Seekings (2008) zeigt, lassen sich die hier angewendeten Kategorien jedoch nicht auf die neuen Wohlfahrtsmodelle des Globalen Südens anwenden, die eher eine entwicklungsbezogene Fokussierung aufweisen.

<sup>4</sup> Sozialhilfe ist außerdem häufig geknüpft an eine Überwachung häuslicher Strukturen und moralischer Werte (Ferguson 2015: 16).

<sup>5</sup> Ferguson analysiert dies in seinem Buch anhand des in Entwicklungsdiskursen häufig verwendeten Sprichwortes „Give a man a fish and you feed him for a day. Teach him how to fish and you feed him for a lifetime“ (Ferguson 2015: 35-62).

demnach vom Markt als Verteilungsmechanismus ausgeschlossen sind. Im Globalen Süden wie auch im Globalen Norden ist also eine gute Ausbildung keine Garantie für einen Arbeitsplatz. Außerdem zeigt sich, dass auch ein Arbeitsplatz keine Garantie dafür ist, sich selbst versorgen zu können (Ferguson 2015: 18-19 und 38). Studien beispielsweise aus den Vereinigten Staaten von Amerika (USA) zeigen, dass ein signifikanter Teil der Bevölkerung (aus jeder Bevölkerungsschicht) seinen Lebensunterhalt durch Verteilungsmechanismen anderer Individuen, Institutionen oder staatlichen Einrichtungen sichert. Dazu gehören unter anderem Studierende, die von Eltern, Stipendien, Förderungen oder Darlehen abhängig sind, Profiteure von private Renten- und Treuhandfonds, Strafgefangene oder Empfänger vom *Supplemental Nutrition Assistance Program* (SNAP), dem staatlichen Lebensmittelhilfsprogramm. Hier zeigt sich also, dass Wirtschaftsmodelle des Globalen Nordens, die nach wie vor ausschließlich marktgebundene Verteilung voraussetzen, die tatsächlichen Realitäten verkennen, da sie andere Verteilungsmechanismen ignorieren (Ferguson 2015: 21-22).

Während im Globalen Norden also die Veränderung der wirtschaftlichen Gegebenheiten bisher nicht anerkannt wurde, hat und hatte im Globalen Süden anerkanntermaßen nur eine Minderheit der Bevölkerung Zugang zu Lohnarbeit. Marktunabhängige Distribution spielt eine wichtige Rolle, da die Mehrheit ihren Lebensunterhalt mit anderen Aktivitäten und Mechanismen sichert. Da die landwirtschaftliche Produktivität in vielen Regionen abnimmt und gleichzeitig die Urbanisierung nicht zu einer Eingliederung der Migranten in abgesicherte Arbeitsverhältnisse führte, werden viele dieser neuen Städter in Slumökonomien eingegliedert, die durch prekäre und unsichere Bedingungen charakterisiert werden. Diese Menschen können nur durch ein hohes Maß an Improvisationsfähigkeit überleben, zu dem auch die Fähigkeit gehört, Ansprüche auf die Ressourcen von anderen zu stellen (Ferguson 2015: 23 und 93-94). Marktunabhängige Verteilung ist im Globalen Süden also nicht nur die anerkannte Lebensgrundlage einer Mehrheit der Bevölkerung (was sich wie oben beschrieben auf die Mehrheit der Weltbevölkerung ausdehnen lässt), die von Zugang zu Land und (Lohn-) Arbeit ausgeschlossen ist, sondern bildet auch die Grundlage für die neuen Sozialhilfeprogramme. Die *cash transfer*-Programme sind also weder ein Ersatz für den Ausfall von Lohn, noch beruhen sie auf einem Beitragssystem, sondern dienen als Katalysator, sprich, erhöhen den Aktivitätsspielraum von Menschen, deren ökonomische Möglichkeiten begrenzt sind (Ferguson 2015: 16 und 21). Da diese Menschen ihre tatsächlichen Lebensumstände am besten einschätzen können, geben die *cash transfers* den

Empfängern die Möglichkeit, flexibel auf diese eingehen zu können. Dies umfasst sowohl ökonomische Aktivitäten, wie die Gründung von kleinen Geschäften oder dem Aufbau eines kleinen Handels, als auch soziale Aktivitäten, wie die Teilnahme an Gemeinschaftsprojekten oder einer besseren Versorgung kranker Angehöriger, sowie die Teilhabe am sozialen Gefüge, was auch einen Zugang zu gegenseitiger Unterstützung beinhaltet<sup>6</sup> (Ferguson 2015: 136-137).

Die *cash transfer*-Programme stehen für ein Umdenken, das im Globalen Süden begann und sich zunehmend verbreitet, in dem Armut nicht als reines Produktionsproblem, sondern als Verteilungsproblem wahrgenommen wird (Ferguson 2015: 36). Trotzdem zeigt sich, dass sie nach wie vor von den oben beschriebenen Denkmustern aus dem Globalen Norden beeinflusst werden. Bisher werden die *cash transfer*-Programme vor allem „akzeptierten“ Abhängigen (wie Senioren, Frauen und Kindern) zugänglich gemacht, für die der Staat sozusagen die Rolle des Versorgers einnimmt, während bei Männern vorausgesetzt wird, dass sie einer Lohnarbeit nachgehen (sollten), wodurch sie weitgehend ausgeschlossen werden. Auch die Konstruktion von Sozialhilfe als wohltätige Gabe oder als asymmetrisches Geschenk, für das keine reziproke Handlung erwartet werden kann, ist problematisch. Die Aufnahme in ein solches Programm ist dadurch (vor allem für männliche Empfänger) verbunden mit Scham und dem Stigma in seiner sozialen Rolle gescheitert zu sein, während die soziale Rolle der Frau als „Abhängige“ gefestigt wird<sup>7</sup> (Ferguson 2015: 41-42). Hier zeigt sich deutlich die Begrenztheit dieser Sozialhilfemodelle, die bisher nicht dazu beitragen, diese grundlegenden Muster zu hinterfragen und zu verändern, was auch die Reichweite der Programme und ihre Wirksamkeit schmälert. Daher tragen viele der Programme in ihrer jetzigen Form eher dazu bei, bestehende Verhältnisse aufrecht zu erhalten (Ferguson 2015: 60).

Trotz dieser Begrenzung der bisher existierenden *cash transfer*-Programme kann man diese als Türöffner verstehen, um die Debatte über eine faire Verteilung in Gang zu setzen. Dabei können vor allem ethnologische Ansätze einen wichtigen Beitrag zur Debatte

---

<sup>6</sup> Ferguson (2015: 137) verweist auf Arbeiten von Du Toit und Neves, die zeigen, dass diese gegenseitige Unterstützung Voraussetzung ist, um als Teil der Gesellschaft und als Person anerkannt zu werden. Eine Pflege von Beziehungen und Netzwerken beinhaltet dabei auch die Möglichkeit zu reziproken Handlungen.

<sup>7</sup> Das Bild des männlichen Ernährers bedeutet allerdings auch ein Zugestehen von vollen bürgerlichen Rechten. Frauen als abhängige (egal ob vom Staat oder vom männlichen Versorger) sind von diesen dagegen ausgeschlossen. Dieser ungleiche Zugang zu Sozialhilfe verstärkt dieses soziale Gefüge eher als das es dadurch gelockert wird, obwohl Frauen dadurch ökonomisch besser gestellt werden (Ferguson 2015: 42).



um Verteilung leisten: Während Verteilungsmechanismen in politischen Diskursen auf gegensätzliche Ansätze vom Markt auf der einen und asymmetrischen oder wohltätigen Gaben auf der anderen Seite reduziert sind, zeigt sich, dass diese nicht alle Austauschformen berücksichtigen. Dabei existieren jedoch nicht nur Mechanismen, wie die Gabe (Mauss 1954), die auf Reziprozität beruht, sondern weit komplexere Strukturen, die oft vor allem durch das Anspruch-Stellen der Empfänger zustande kommen und denen die Spender, unabhängig von ihrem Willen, als soziale Verpflichtung (beispielsweise durch Verwandtschaftsbeziehungen oder einfach durch die Präsenz des Anspruchstellers) nachkommen müssen (Widlok 2013: 24). Dieses Teilen (auf Englisch *sharing*) zeichnet sich also vor allem dadurch aus, dass sich die Empfänger als rechtmäßige Mitbesitzer verstehen, wodurch sie nicht zu Dankbarkeit verpflichtet sind, sondern in vielen Fällen sogar sehr kritisch dem Spender gegenüber sind. Dieser Mechanismus kann auf jeder Ebene des gesellschaftlichen Zusammenlebens beobachtet werden und greift beispielsweise auch bei der Regelung für den Zugang von Ressourcen und Gütern, die (von allen akzeptiert) der Allgemeinheit gehören und sicherstellen, dass jedes Mitglied der Gesellschaft seinen angemessenen, rechtmäßigen Anteil erhält. Dieses Prinzip kommt auch in Aktiengesellschaften zum Tragen.<sup>8</sup> Das Teilen ist damit also nicht nur ein fester Bestandteil im Zusammenleben kleiner Gruppen, sondern auch von kapitalistischen Gesellschaften. Bezogen auf die Debatte um Sozialhilfe stellt sich hier also nicht die Frage ob in einer Gesellschaft geteilt wird, sondern welche Akteure unter welchen Bedingungen miteinander teilen. Erweitert man das Prinzip der Teilhaberschaft auf die ganze Gesellschaft, könnte dies zu einem radikalen Umdenken führen. Erste Anzeichen finden sich dabei bereits in Debatten um ein generelles Grundeinkommen zum Beispiel in Südafrika oder Namibia. Dabei resultiert der Anspruch auf ein Grundeinkommen nicht auf einem Austausch von Arbeit oder eines Geschenkes, sondern aus dem rechtmäßigen Anteil eines (Mit-)Besitzers am allgemeinen Wohlstand des Landes.<sup>9</sup> Dadurch könnten außerdem vielen Problemen von bisherigen Sozialhilfeprogrammen, wie Stigmatisierung von Empfängern, Gefühle von

---

<sup>8</sup> Widlok (2013:19) erläutert dies unter anderem anhand der Anekdote über einer Zwiebel, die trotz des Protestes der Spenderin ganz selbstverständlich von der Nachbarin genommen wird. Andere eher strukturierte Formen des Teilens finden sich unter anderem in Jäger und Sammler Gesellschaften, wo der erfolgreiche Jäger dem Druck der Mitglieder zum Teilen nachkommen muss (Ferguson 2015: 176-177).

<sup>9</sup> Die Begrenzung auf Nationalstaaten ist durchaus problematisch. In seinem Artikel „Presence and social obligation: An essay on the share“ setzt sich Ferguson (2017) mit der sozialen Verpflichtung über nationalstaatliche Grenzen hinaus zu Teilen auseinander und wirft Fragen nach der Definition von Zugehörigkeit(en) und der soziale Sichtbarkeit beziehungsweise Unsichtbarkeit von bedürftigen Menschen auf.

Scham und der Geschlechterungerechtigkeit, entgegenwirkt werden (Ferguson 2015: 175-178).

Diese grundlegende Neukonstruktion von Rechtmäßigkeit, die Ferguson als „politics of a rightful share“ (Ferguson 2015: 184) bezeichnet, wird jedoch bisher vor allem auf Länder mit natürlichen Rohstoffen beschränkt, wo der daraus erwirtschaftete Wohlstand nicht mit Arbeitskraft verknüpft, sondern als etwas Gegebenes angesehen wird. Doch wie Ferguson argumentiert, ist auch in anderen Fällen in Industrie, Produktion, Landwirtschaft oder in abstrakteren Formen von Aktienhandel keine direkte Verknüpfung von (menschlicher) Arbeitskraft und Gewinn (mehr) vorhanden. Außerdem wird hier die vorausgegangene Arbeit vieler Generationen, sprich der Gesellschaft als Ganzes, nicht berücksichtigt, deren Arbeitskraft, Erkenntnisgewinn und in vielen Fällen auch Leid diesen Wohlstand erst ermöglicht haben. Der gesamte Produktionsapparat sollte daher ebenso wie Rohstoffe als Allgemeingut der Gesellschaft verstanden werden, welche durch effektive Verteilungsmaßnahmen der Allgemeinheit zu Gute kommen (Ferguson 2015: 184-186).

Inwieweit *cash transfer*-Programme dazu beitragen werden, Probleme von Ungleichheit und Armut, die uns global betreffen, zu lösen und eine Debatte, um Verteilung und Gerechtigkeit anzuregen, bleibt abzuwarten. Wie oben gezeigt, ist das Teilen bereits fester Bestandteil von Gesellschaften, das nun durch Debatten über generelles Grundeinkommen auch auf Sozialhilfe angewendet wird. Momentan sind viele der Programme jedoch nach wie vor verankert in alten Denkmustern, in denen bedürftige Menschen stigmatisiert werden und die durch wenig zielführende Konditionalität eher dazu beitragen, den Status quo aufrecht zu erhalten und Armut zu verwalten (Ferguson 2015: 60-61).

### **3 Sozialhilfe in Tansania**

#### **3.1 Entstehung und Entwicklung von Sozialhilfe in Tansania**

Es gibt nur wenige Studien, die sich mit der Entstehung und dem Wandel von Sozialhilfeprogrammen in Tansania auseinandersetzen. Es zeigte sich jedoch, dass die Entwicklung von Sozialhilfe nicht stringent war, sondern die Programme und das Verständnis von Sozialhilfe von den wechselnden politischen Kontexten beeinflusst wurden. Die ersten staatlichen Sozialhilfeprogramme wurden während der gewaltsamen Umstrukturierungen von Wirtschaft und Gesellschaft in der Kolonialzeit, durch die deutsche



und britische Kolonialverwaltung, eingeführt. Dies beinhaltete unter anderem den Zugang zu Gesundheitsversorgung für Kolonialbeamte, ein Rentensystem, Kompensationen bei Arbeitsverletzungen und Lebensmittelausgaben im Falle von Missernten. Auch wenn der Fokus des Kolonialregimes auf dem Kleinbauernrum lag, gab es Bestrebungen in den Städten eine afrikanische Arbeiterklasse nach europäischem Vorbild zu erschaffen (Mchomvu et. al 2002: 23 und Eckert 2004: 3-4). Nach der Unabhängigkeit 1961, folgten unter der sozialistischen Regierung von Julius Nyerere erneute sozio-ökonomische Veränderungen, vor allem durch die Umsiedlung der ländlichen Bevölkerung in *Ujamaa*-Dörfer,<sup>10</sup> die durch gemeinschaftsbasierte Landwirtschaft weitgehend autark sein sollten. Außerdem wurden die bereits bestehenden Sozialhilfeprogramme für Arbeiter übernommen und ausgedehnt, die Gesundheitsversorgung der gesamten Bevölkerung zugänglich gemacht und Subventionen für Getreide eingeführt<sup>11</sup> (Mchomvu et. al 2002: 23-24 und Lal 2010: 2-3). Die ökonomische Krise der 1970er und frühen 1980er Jahre, die unter anderem durch die Stagnation der Landwirtschaft im Zuge der Umsiedlung und durch die Sperre von internationalen Geldern im Zuge der Uneinigkeit über Strukturanpassungsprogramme verstärkt wurde, führte schließlich zum Rücktritt Nyereres und durch Druck der Weltbank und des *International Monetary Fund* (IMF) zu einer Liberalisierung der Wirtschaft. Diese Liberalisierung führte zu einem erheblichen Rückgang der landwirtschaftlichen Produktivität, einem „subsistence fallback“ (Skarstein 2005: 358) der ländlichen Bevölkerung und einer Informalisierung der Ökonomie. Ressourcen für Sozialhilfe wurden gekürzt, was bedeutete, dass viele Arbeiter den Zugang zu Sozialhilfe verloren. Auch der Zugang zum Gesundheitssystem wurde durch eine Nutzungsgebühr für den Großteil der Bevölkerung unerschwinglich. Sozialhilfeprogramme wurden in dieser Zeit nur als kurzfristige Abhilfe in Krisen- oder Notsituationen und nicht als langfristige Strategie eingesetzt. Diese Entwicklungen hatten eine erhebliche Verstärkung der Unsicherheit und Verarmung eines Großteils der Bevölkerung zur Folge (Mchomvu et al 2002: 24-25, Skarstein 2005: 358 und Wuyts 2006: 2 und 7).

---

<sup>10</sup> Das Wort *ujamaa* leitet sich vom Kiswahili-Wort *jamaa* ab, das auf Deutsch „Verwandtschaft“ oder „Familie“ bedeutet. *Ujamaa* ist dabei die Bezeichnung für Nyereres afrikanischen Sozialismus, in dem die erweiterte Familie beziehungsweise Verwandtschaft die Grundlage bilden sollte (Lal 2010: 2).

<sup>11</sup> Eine genaue Analyse der Entstehung von Sozialhilfe während der Kolonialzeit und deren Einfluss auf folgende Sozialhilfeprogramme und Vorstellungen von Modernisierung und Entwicklung findet sich bei Bossert (1985) und Eckert (2004). Lal (2010) zeigt wie koloniale Vorstellungen von Geschlechterrollen (Männer als Ernährer, Frauen als Abhängige) durch die sozialistische Politik normalisiert und manifestiert wurden.

Erst seit Mitte der 1990er-Jahre führt die Fokussierung auf Themen wie Vulnerabilität und (struktureller) Verarmung in internationalen Diskursen auch zu einem Wandel in der politischen Agenda der tansanischen Regierung. Neue Sozialhilfeprogramme sollten nun langfristige Strategien enthalten, die Krisen möglichst verhindern, beziehungsweise die Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung präventiv stärken. Dadurch rückten auch Themen wie soziale Absicherung und die Linderung von Armut in den Vordergrund und führten zur Implementierung einer Reihe von Strategien zur Armutslinderung. Im Zuge dessen wurde die *National Strategy for Growth and Reduction of Poverty*<sup>12</sup> verabschiedet, unter deren Agenda auch der *Tanzanian Social Action Fund* (TASAF) gegründet wurde, der für die Planung und Implementierung des tansanischen *cash transfer*-Programmes zuständig ist (Magombeyi und Odhiambo 2016 und Wuyts 2006: 2-3).

### 3.2 Der Tanzanian Social Action Fund

Der *Tanzanian Social Actions Fund* (auf Swahili *Mfuko wa maendeleo ya Jamii*) wurde im Jahr 2000 gegründet, um formale soziale Absicherungssysteme auf der Haushaltsebene zu etablieren und zu stärken. Momentan befindet er sich in seiner dritten Phase (angelegt auf zehn Jahre von 2012 bis voraussichtlich 2023),<sup>13 14</sup> die durch eine



Abbildung 1: Logo des Tanzanian Social Action Fund (TASAF 2019).

<sup>12</sup> Diese umfasst drei Hauptschwerpunkte, erstens die Bekämpfung der Einkommensarmut und Programme, die ökonomisches Wachstum fördern sollen (unter anderem durch Sicherung von Infrastruktur für die Produktion, nachhaltigen Beschäftigungsmöglichkeiten sowie dem Ausbau und der Sicherung von Energieversorgung), zweitens die Verbesserung der Lebensqualität der Bevölkerung durch verbesserten Zugang zu grundlegender sozialer Infrastruktur (unter anderem durch soziale Absicherung und Zugang zu Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen) und drittens die Förderung und Sicherstellung institutioneller Kapazitäten zur Umsetzung der Richtlinien (Magombeyi und Odhiambo 2016).

<sup>13</sup> Der Fokus von Phase I (bezeichnet als TASAF I) war sozio-ökonomische Entwicklung durch Bereitstellung von Infrastruktur. TASAF II (2005-2009) unterstützte vor allem Gemeinschaftsprojekte und -programme, deren Ziel die Reduzierung von Armut war (Magombeyi und Odhiambo 2016).

<sup>14</sup> TASAF III besteht aus vier Komponenten. Erstens, dem *cash transfer*-Programm, dem *Productive Social Security Net* (PSSN). Zweitens, dem *Enhancement of Livelihoods and Increasing Incomes*, das Gemeinschaftsprojekte wie Sparclubs unterstützt, deren Ziel die Generierung von zusätzlichem Einkommen ist. Drittens, dem *Targeted Infrastructure Development*, das durch den Bau von Schulen oder Gesundheitseinrichtungen den Zugang zu öffentlichen Einrichtungen verbessern soll. Und viertens, dem *Capacity building*, das die Programmimplementierung sicherstellen soll (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 2-3).

Zusammenarbeit der tansanischen Regierung und der *International Development Association* (IDA) entwickelt wurde<sup>15</sup> (Tanzanian Social Action Fund 2013a: iv).

Informationen über TASAF und das *cash transfer*-Programm, dem sogenannten *Productive Social Security Net (PSSN)* finden sich im regierungseigenen Handbuch. Das Handbuch wird durch technische Anleitungen ergänzt und ist ein „lebendes Dokument“ (Tanzanian Social Action Fund 2013a: iv), was bedeutet, dass es im Laufe der Implementierung verändert und angepasst werden kann. Es dient als Leitfaden für die Umsetzung der Programme für nationale und regionale Akteure (Tanzanian Social Action Fund 2013a: iv). Die Beschreibungen und Erklärungen des Programmes und seiner Strukturen sind allerdings zum Teil ungenau und schwer nachvollziehbar. Zum Beispiel wird daraus nicht ersichtlich, wie viel Spielraum es in der Implementierung auf regionaler oder lokaler Ebene gibt. Trotzdem werde ich im Folgenden die wichtigsten Informationen bezüglich der Programmumsetzung in Festlandtansania zusammenfassen. Dazu gehören der strukturelle Aufbau, die Beschreibung des Programmes und der Zielgruppe, sowie des Auswahlverfahrens.

### **Struktureller Aufbau**

TASAF ist eine staatliche Initiative, die auf den verschiedenen horizontalen und vertikalen Ebenen eng mit anderen Behörden und Ministerien zusammenarbeitet. Die spezifische Planung der Programme findet auf nationaler Ebene statt. Die Durchführung wird über die Bundesländer organisiert. Die Bundesländer entsenden einen Beamten in jeden Bezirk, in dem TASAF implementiert ist.

Diese Beamten werden technische Assistenten genannt. Ihre Zuständigkeit ist das Projekt- und Finanzmanagement, die Überwachung der Abläufe und die Berichterstattung an die regionalen und nationalen TASAF-Behörden. Unterstützt werden sie von den jeweiligen Bezirksregierungen, die den technischen Assistenten Infrastruktur (wie Räumlichkeiten und Ausstattung) und personelle Unterstützung (am wichtigsten ist hierbei ein Koordinator, der sich um die finanziellen Aspekte des Programms kümmert) zur Verfügung stellen.

---

<sup>15</sup> In der Programmplanung wurden dabei internationale Erfahrungen der Armutsbekämpfung vor allem aus Lateinamerika berücksichtigt (Tanzanian Social Action Fund 2013a: iv).

Die Ausführung des Programmes, also die eigentliche Geldauszahlung in den Dörfern und Ortschaften, verläuft mit der Unterstützung von lokalen Regierungsvertretern und verschiedenen Freiwilligenkomitees, die aus der jeweiligen Ortschaft kommen und von der Dorfvertretung gewählt wurden (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 56-62).

### **Das *Productive Social Security Net* (PSSN)**

Die *cash transfers* werden alle zwei Monate an registrierte Haushalte ausgezahlt. Alle Haushalte erhalten – unabhängig von der Personenanzahl – einen *unconditional cash transfer* (auch genannt *basic transfer*) von umgerechnet 5 Dollar pro Auszahlung.<sup>16</sup> Zusätzlich können die Haushalte einen variablen *conditional cash transfer* erhalten. Dazu gehören unter anderem Zahlungen für Schulkinder, geknüpft an eine regelmäßige Anwesenheit in der Schule (von mindestens 80 Prozent) oder für Kleinkinder, geknüpft an eine bestimmte Anzahl von Klinikbesuchen (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 14-15).

Durch die Teilnahme an zeitlich begrenzten öffentlichen Arbeitseinsätzen (15 Tage pro Monat für vier Monate) können Haushalte sich außerdem ein zusätzliches Einkommen erarbeiten, das mit umgerechnet 1,35 Dollar pro Tag vergütet wird (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 18).

Während am Anfang des Handbuches darauf verwiesen wird, dass Haushalte durch das Programm ihre Einkommensmöglichkeiten erhöhen sollen, wird im weiteren Verlauf vor allem auf die Verbesserung der Konsummöglichkeiten (zum Beispiel durch den Zukauf von Lebensmitteln), sowie die Verbesserung des Zugangs zu Bildung und Gesundheitsversorgung eingegangen. Alle drei Jahre soll außerdem eine Neubewertung der Haushalte durchgeführt werden (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 2 und 14-18).

### **Zielgruppe und Auswahl der Haushalte**

Zielgruppe für das Programm sind Menschen, die unter der Armutsgrenze<sup>17</sup> leben, was ungefähr 33,6 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht (Stand 2013). Planmäßig sollte das

---

<sup>16</sup> Die Angaben der Beträge in den Handbüchern sind in Dollar, ausgezahlt wird das Geld in tansanischen Schilling.

<sup>17</sup> Im Operation Manual wird auf die „basic needs poverty line“ (Tanzanian Social Action Fund 2013: 2) verwiesen, gemeint ist hier wahrscheinlich die von der Weltbank festgelegte Grenze von \$ 1, 90 am Tag.

Programm von 2012-2017 eine Millionen Menschen in 275.000 Haushalten erreichen<sup>18</sup> (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 1-2 und 4).

Die Auswahl der infrage kommenden Haushalte fand (vereinfacht gesagt) durch einen geographischen Ansatz unter Einbezug eines Armutsindexes statt, was bedeutet, dass nur Regionen und Ortschaften, die unter diesem Index liegen, für das Programm ausgewählt wurden. In einem zweiten Schritt wurden betreffende Haushalte mit einem gemeinschaftsbasierten Verfahren identifiziert: In jedem Dorf wurde eine Dorfversammlung abgehalten, auf der ein Kriterienkatalog zur Identifizierung armer Haushalte festgelegt wurde. Dort wurde außerdem ein Komitee aus Mitgliedern der jeweiligen Dorfgemeinschaft gewählt, das ehrenamtlich die Überprüfung und Auswahl der Haushalte anhand dieses Kataloges durchführte. Die Liste der ausgewählten Haushalte wurde danach nochmals von der Dorfversammlung bestätigt. Im letzten Schritt wurden die Haushalte über ihre Zustimmung über die Aufnahme ins Programm befragt (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 12-13).

## 4 Geographischer Hintergrund

Der Bezirk Kilombero, der seit 1974 ein eigenständiger Verwaltungsbezirk ist, befindet sich in Südwest-Tansania im Bundesland Morogoro (siehe Abbildung 2). Der Bezirk hat eine Fläche von 14.918 km<sup>2</sup>, von denen 80 Prozent von Wald bedeckt sind. Außerdem liegt er zu großen Teilen im Kilombero-Flusstal. Klimatisch ist das Gebiet durch bimodale Niederschläge geprägt, mit einer kurzen Regenperiode von Ende November bis Januar oder Februar und einer langen und intensiveren Regenperiode von März bis Juni oder Juli. Die Hauptstadt des Bezirks ist Ifakara. Als Sitz der Bezirksregierung kommt ihr eine wichtige administrative Bedeutung zu.<sup>19</sup> Außerdem beherbergt sie viele (internationale) Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen, das landesweit bekannte St. Francis Krankenhaus, sowie verschiedene Forschungseinrichtungen. Ifakara hat außerdem eine wichtige Funktion als Markt- und Umschlagplatz für Waren und Güter in der ganzen Region, da die Stadt eine der wichtigsten Stationen der *Tanzanian and Zambian Railway Authority* (TAZARA) ist und außerdem direkt an der Hauptstraße von Mahenge und Malinyi nach Kilombero und von

---

<sup>18</sup> Informationen inwieweit diese Zahlen erreicht wurden, liegen bisher nicht vor.

<sup>19</sup> Der Sitz der Bezirksregierung wurde Ende des Jahres 2019 nach Mngeta umgesiedelt. Ifakara bleibt jedoch ökonomisches Zentrum der Region, da Mngeta (bisher) die Infrastruktur und gute Anbindung an Dar es Salaam und den Rest des Landes fehlt.

Kilombero nach Morogoro Stadt und Dar es Salaam liegt (Chamwali 2000: 15-16). Ifakara liegt nur fünf Kilometer entfernt vom Fluss Kilombero, der an dieser Stelle die Bezirke Kilombero und Ulanga voneinander trennt. Der Fluss überflutet während der großen Regenzeit (von März bis Juni oder Juli) weite Gebiete, was die Stadt bis zur Fertigstellung der Magufuli-Brücke im Mai 2018 in dieser Zeit sehr schwer erreichbar machte (Fokus Media 2018).

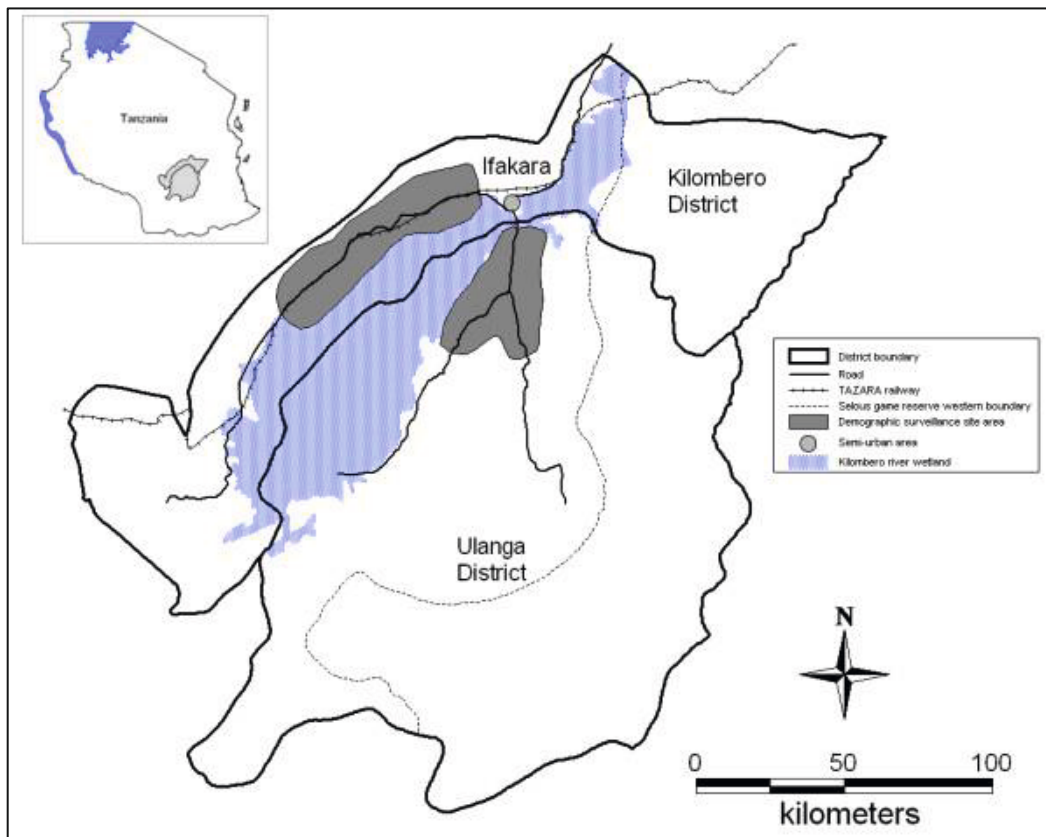


Abbildung 2: Karte der Bezirk Kilombero (mit Ifakara) und Ulanga (Alba et al 2010: 3).

Im Bezirk leben (laut aktuellen Schätzungen der Regierung) 353.709 Menschen in 82.121 Haushalten.<sup>20</sup> Die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung ist sehr heterogen, was in der neueren Geschichte durch die Umsiedlung in *Ujamaa*-Dörfer während des Sozialismus und durch die Wirtschaftsliberalisierung noch verstärkt wurde. Die am stärksten vertretenen ethnischen Gruppen sind Ndamba, Pogoro, Gindo und Bena. Weitere stark vertretene Gruppen sind unter anderem Hehe, Sagara, Sukuma und Maasai (Minja und Obrist 2005: 159 und Spangler 2011: 483).

<sup>20</sup> Kilombero District Government (2018): Village Population of Kilombero District [unveröffentlichtes Dokument, Tag des Zugriffs am 23.11.2019].



Der Großteil der Bevölkerung (ungefähr 95 Prozent) lebt von Subsistenzwirtschaft. Dabei besaßen Haushalte in ausgewählten Dörfern im Schnitt etwa 2,72 Ar Land. Zum Teil ist dieses Land relativ weit vom Wohnort entfernt, weshalb viele während der Regenzeit einen „Zweitwohnsitz“ auf ihrer Farm einrichten. Angebaut wird vor allem Reis (als wichtigste Nahrungs- und gewerbliche Nutzpflanze), Mais und Maniok. Die Subsistenzwirtschaft wird zum Teil durch zusätzliche Aktivitäten, wie Fischfang oder Gelegenheitsarbeiten ergänzt. Die Zuckerrohr- und Holzplantagen bieten außerdem einige temporäre Arbeitsplätze, die allerdings zahlenmäßig begrenzt sind (Chamwali 2000: 16, Minja und Obrist 2005: 158-159 und Spangler 2011: 483). Laut einer Stichprobenerhebung in Ifakara und vier umliegenden Dörfern lebten 62,5 Prozent der Haushalte unterhalb der Armutsgrenze (Chamwali 2000: v).

## **5 Methoden**

### **5.1 Hintergründe und Rahmenbedingungen der Forschung**

Bevor ich mit der Beschreibung meiner angewendeten Methoden beginne, gebe ich einige wichtige grundlegende Informationen über meinen Aufenthalt, um diesen besser nachvollziehbar zu machen. Dazu gehört ein zeitlicher Überblick über meinen Aufenthalt, eine kurze Erläuterung der spezifischen strukturellen Gegebenheiten und die Vorstellung einiger wichtiger Gesprächspartner. Darauf folgt eine Introspektion, in der ich über meine spezifische Rolle im Feld – als weiße Ethnologin – reflektiere.

#### **5.1.1 Zeitlicher Ablauf meines Aufenthaltes**

Mit Blick auf die im Modulhandbuch für das Praxismodul (EM 1) festgesetzte Mindestdauer von sechs Wochen und Gesprächen mit Kommilitonen und Dozenten plante ich einen Gesamtaufenthalt von 12 Wochen. Dabei waren acht Wochen als Forschungszeit festgelegt und vier Wochen für die Klärung bürokratischer Rahmenbedingungen (wie der Forschungsgenehmigung), An- und Abreise und einen „Zeitpuffer“.

Ich kam am 20.09.2018 in Dar es Salaam an und reiste weiter nach Ifakara, wo ich am 04.10.2018 meine Forschungstätigkeit begann. In diesen zwei Wochen erhielt ich meine Forschungsgenehmigung und klärte die nötigen Visabestimmungen. Der erste Tag meiner Forschung fiel mit dem letzten Tag der Geldauszahlung für September und Oktober zusammen. Danach begann der „normale“ Büroalltag, was bedeutete, dass ich jeden Tag

ungefähr von 09-15:30 Uhr (meist etwas länger) in den Büros hospitierte. An einigen Tagen fuhr ich in die Ortschaften, um Interviews mit den Empfängern durchzuführen. So verging der erste Monat relativ schnell. Anfang November gingen die auszuführenden Tätigkeiten für TASAF stark zurück und auch im Amt für Kommunale Entwicklung beschränkte sich die Arbeit auf einige wenige Tätigkeitsfelder, und ich hatte das Gefühl, dass ich mich festgefahren hatte. Daher nahm ich vom 10.11.-25.11.2018 eine Auszeit und reiste nach Chikukwe (Mtwara), wo ich nach dem Abitur einen Freiwilligendienst gemacht hatte. Auch dort ist TASAF implementiert. Dort erhielt ich die Möglichkeit an einer Dorfbeziehungsweise TASAF-Versammlung teilzunehmen und mit Bürgern und Nachbarn, die nicht im Programm registriert sind, über ihre Sichtweise zu sprechen. Zurück in Ifakara nahm ich meine Hospitation wieder auf und führte nochmals Interviews durch. Im Grunde warteten wir auf den Termin der Geldauszahlung, der sich allerdings stark verzögerte, sodass ich diesen schlussendlich nicht mehr miterleben konnte. Am 14.12.2018 beendete ich meine Forschung und reiste zurück nach Dar es Salaam, von wo ich am 18.12.2018 zurück nach Deutschland flog. Als Forschungssprache nutzte ich Kiswahili, die (zweite) Muttersprache meiner Gesprächspartner.

### **5.1.2 Der strukturelle Aufbau**

Wie bereits in Kapitel 3.2 erwähnt, arbeitet der technische Assistent (im weiteren Verlauf bezeichnet als TASAF-Beamter) eng mit der Bezirksregierung zusammen. Diese stellt Infrastruktur (wie Räumlichkeiten und Ausstattung) und personelle Unterstützung bei der Ausführung zur Verfügung. In Kilombero sind dabei vor allem das Amt für Kommunale Entwicklung und das Amt für Statistik involviert. In Ifakara, wo der Regierungssitz des Bezirkes ist, liegen das Büro des Amtes für Kommunale Entwicklung (bestehend aus einem Büro mit drei Räumen) und das TASAF-Büro direkt nebeneinander. Da die Beamten sehr eng zusammenarbeiten und unter anderem oft die Frühstücks- oder Mittagspausen gemeinsam verbringen, findet ein stetiger und täglicher Austausch zwischen den Büros statt. Das TASAF-Büro hat zwei Arbeitsplätze. Einen für den TASAF-Beamten und einen für die TASAF-Koordinatorin des Bezirkes, mit der ich während meiner Vorbereitungszeit in Deutschland Kontakt hatte und die während meines Aufenthaltes gerade in Mutterschaftsurlaub war. Das Amt für Kommunale Entwicklung hatte zum Zeitpunkt meiner Feldforschung sieben Beamte, die auf unterschiedliche Aufgabenbereiche verteilt sind. Zwei sind für das TASAF-Programm zuständig (davon eine die Koordinatorin), wobei auch die



anderen bei der Geldauszahlung unterstützen. Auch das Amt für Statistik liegt auf demselben Gelände und ist zu Fuß etwa fünf Minuten entfernt. Wichtige Gesprächspartner unter den Beamten waren vor allem Jacob, aus dem Amt für Kommunale Entwicklung, Jackson, der TASAF-Beamte und William, aus dem Amt für Statistik, der mich zu den Empfängern begleitete. Um diese zu besuchen waren wir allerdings immer auf die Freiwilligen der Ortschaft angewiesen, da sie im persönlichen Kontakt zu den Empfängern stehen.

### **5.1.3 Introspektion**

An dieser Stelle möchte ich zwei Faktoren hervorheben, die eine Forschung erheblich beeinflussen: Erstens die spezifische Rolle, die man als Forscher im Feld einnimmt, welche die Erfahrungen und den Zugang zum Feld erheblich prägt, und zweitens die Subjektivität der eigenen Eindrücke und die Notwendigkeit von Interpretation. In diesem Fall war meine Rolle, die der weißen, europäischen Ethnologin (oder Feldforscherin). Obwohl konkrete Auswirkungen dieser Rolle ebenfalls sehr subjektiv sind und vieles rein interpretativ ist, halte ich diese zur besseren Einordnung meiner Forschung und der erhobenen Daten für sehr wichtig.

Durch meine Hautfarbe war ich bereits optisch sehr auffällig und gleichzeitig als Ausländerin zu identifizieren. Dies brachte mir einige Aufmerksamkeit ein. Zum Beispiel, wenn ich zur Arbeit fuhr und Passanten mir hinterherriefen. Auch das Thema Geld stand dadurch im Raum, da viele Menschen davon ausgehen, dass eine weiße Person viel Geld hat. Während der Interviews kam es vor, dass Empfänger Anspielungen auf mein - wie sie glaubten - großes Vermögen machten und ein Gesprächspartner bat mich darum, ihm Sponsoren in Europa zu suchen. Tatsächlich aber waren dies Einzelfälle und mein Eindruck war, dass dieses Thema bei meinen anderen Bekannten in Ifakara deutlich präsenter war. Da ich mir dieser Problematik bereits aus früheren Aufenthalten in Tansania bewusst war, versuchte ich am Anfang der Interviews meine Rolle als Studentin und Forscherin zu betonen. Obwohl ich - wie bereits gesagt - nicht das Gefühl hatte, dass dies für die Mehrheit der Empfänger eine Rolle gespielt hat, sollte man dies bei der Betrachtung meiner Daten im Hinterkopf behalten.

Während meiner Hospitation empfand ich, dass mir eine Art Sonderrolle durch die Beamten zugewiesen wurde. Der Zugang zum Büro war für mich sehr unbürokratisch. Ich hatte von Deutschland aus Kontakt mit einer Beamtin, der ich mein Vorhaben erläuterte und die mir erlaubte zu kommen. Dagegen konnte ich beobachten, dass es für inländische

Praktikanten ein sehr großer bürokratischer Aufwand war einen Praktikumsplatz zu bekommen und sie ganz offiziell zugeteilt werden mussten. Außerdem wurden diese für viele Aufgaben und Botengänge herangezogen, um die ich erst gebeten wurde, als der Praktikant seine Zeit beendet hatte. Natürlich muss jedoch auch festgehalten werden, dass ich kein Praktikant war und als Forscherin von allen eher als Gast wahrgenommen wurde. Zudem war ich nicht nur durch die Forschungstätigkeit, sondern auch durch meine Herkunft interessant für die Beamten und sie stellten viele Fragen zu meiner Forschung, Deutschland oder anderer Themen wie beispielsweise Fußball.

Auch die Tatsache, dass mir für die Besuche bei den Empfängern ein Begleiter an die Seite gestellt wurde, sehe ich als Resultat meiner spezifischen Rolle im Feld. Einer der Gründe war vermutlich, dass man sich für mich verantwortlich fühlte. Ein anderer, dass sie dadurch einen gewissen Überblick darüber hatten, was ich tat.

## **5.2 Angewendete Methoden**

Meine Forschung basiert auf teilnehmender Beobachtung, Interviews und informellen Gesprächen, die ich während dieser 12 Wochen durchführte. Außerdem ergaben sich während meines Aufenthaltes vor allem durch den strukturellen Aufbau einige Probleme, auf die ich ebenfalls kurz eingehen möchte.

### **5.2.1 Teilnehmende Beobachtung**

Durch meine Hospitation im Amt für Kommunale Entwicklung sowie dem TASAF-Büro und dem täglichen Austausch zwischen den Büros, konnte ich teilnehmende Beobachtung durchführen. Ich erlebte den Büroalltag mit, half bei verschiedenen Tätigkeiten (vor allem bei Computerproblemen, Eingabe von Daten ins System und einmal beim Schreiben eines Berichtes), verbrachte die Frühstücks- beziehungsweise Mittagspausen und die Wartezeiten mit den Beamten und begleitete sie ins „Feld“. Dies bedeutet, dass sie Veranstaltungen oder Projekte besuchten und Gespräche mit Projektpartnern führten. Durch den gemeinsamen Büroalltag stellte sich schnell eine Vertrautheit und „Normalität“ meiner Anwesenheit ein. Meistens fand sich Zeit, um auch außerhalb der Pausen Fragen zu stellen, Gespräche zu führen und zu diskutieren, was sich als sehr aufschlussreich erwies. Dies änderte sich erst im Dezember, da sehr viele Meetings stattfanden und Jahresberichte geschrieben werden mussten.

Da die Strukturen sehr verwoben sind und auch Beamte, deren Arbeit auf den ersten Blick nichts mit TASAF zu tun hat, Schnittstellen mit dem Programm haben, erfuhr ich durch die teilnehmende Beobachtung viele Zusammenhänge, die nur durch Gespräche oder Nachfragen nicht zur Sprache kamen und ansonsten verborgen geblieben wären. Beispiele dafür sind die Zusammenhänge von TASAF und der Krankenversicherung, oder die Nutzung der TASAF-Daten für unabhängige internationale Hilfsprojekte.

Die teilnehmende Beobachtung war jedoch stark von persönlichen Beziehungen beeinflusst. So hatte ich eine sehr gute Beziehung zu Jacob, dem stellvertretenden Leiter des Amtes für Kommunale Entwicklung, dessen Aufgabenbereich auch das TASAF-Programm ist und der hier mein wichtigster Gesprächspartner war. Er war mir gegenüber sehr offen, erklärte und beantwortete Fragen sehr ausführlich und ließ mich nach Möglichkeit an allen Arbeitsbereichen teilhaben. Meine Beziehung zu Jackson, dem TASAF-Beamten, war dagegen eher schwierig. Er hielt mich nicht von meinen Tätigkeiten ab, unterstützte diese jedoch auch nicht aktiv und ich hatte immer das Gefühl, dass ihm eine „Einmischung“ in seine Arbeit missfiel. Während meines Aufenthaltes, brach er sich zudem bei einem Motorradunfall den Arm, weshalb er für einige Zeit ausfiel. Außerdem machte er sehr viele anzügliche Witze, wodurch ich selbst zunehmend das Interesse verlor den Kontakt zu intensivieren. Ansonsten konnte ich jedoch zu den meisten ein sehr gutes Verhältnis aufbauen, was bei einigen etwas länger dauerte als bei anderen, wodurch ich von vielen Teilbereichen der Arbeit erst im Laufe der Zeit erfuhr.

Die teilnehmende Beobachtung und auch die informellen Gespräche, dokumentierte ich abends oder spätestens am nächsten Morgen in meinem Feldtagebuch. Manchmal machte ich mir auch direkt Notizen (zum Beispiel in meinem Handy), doch da dies den Gesprächsverlauf störte, beschränkte ich es meist auf neue Vokabeln.

### **5.2.2 Interviews**

Die Interviews wurden von Amina, einer Beamtin aus dem Amt für Statistik, organisiert. Dort gibt es eine Liste mit Namen und Handynummern der Freiwilligen, die in der jeweiligen Ortschaft arbeiten. Diese Liste war jedoch unvollständig und zeitweise nicht verfügbar, weshalb zur Kontaktaufnahme oft erst der (stellvertretende) Bürgermeister der jeweiligen Ortschaft angerufen werden musste. Dieser, beziehungsweise die Freiwilligen, waren zum Teil schlecht zu erreichen und so konnte die Kontaktaufnahme längere Zeit in Anspruch nehmen. Da die Freiwilligen eine existentielle Rolle spielen und als einzige engeren Kontakt

zu den Empfängern haben und ich die Empfänger unbedingt zu Hause besuchen wollte, war ich auf ihre Begleitung angewiesen. Meist begleiteten mich zwei Freiwillige aus der jeweiligen Ortschaft und außerdem William, ein Beamter aus dem Amt für Statistik. Dadurch waren wir eine relativ große Gruppe, was vor allem zu zwei Problemen führte: Erstens war die Zeit, die ich jedem einzelnen Empfänger widmen konnte, relativ kurz, da ich nur meine Fragen stellen konnte und wir direkt weiterführen (es blieb also kaum Zeit für Smalltalk oder ein gegenseitiges Kennenlernen). Zweitens hatte ich vor allem anfangs die Befürchtung, dass die Empfänger Hemmungen haben und daher nicht offen sprechen würden, oder dass das Gesagte negative Auswirkungen für sie haben könnte. Diese Sorgen stellten sich jedoch als grundlos heraus, auch da William nach den ersten Interviews nicht mehr teilnahm, sondern sich nach einer kurzen Vorstellung zurückzog und meist außer Hörweite ging, um zu telefonieren oder Radio zu hören. Mein Eindruck war jedoch, dass seine Anwesenheit die Empfänger nicht hemmte oder störte. Das einzige Problem, was vereinzelt vorkam, war, dass er Empfänger unterbrach. Dies konnten wir meist klären und die Empfänger ließen sich dadurch scheinbar weniger aus der Ruhe bringen als ich selbst. Trotzdem störte es den Interviewverlauf und ich empfand es als unhöflich meinen Gesprächspartnern gegenüber. Daher betraf mich das zweite Problem vor allem selbst. Durch die Gruppengröße fühlte ich mich außerdem anfangs sehr angespannt, gewöhnte mich jedoch mit der Zeit daran. Ein Vorteil war, dass ich jemanden dabei hatte, der meine Fragen, wenn Empfänger sie nicht verstanden, nochmal anders beziehungsweise verständlicher erklären konnte. Das einzige Mal, dass ich ohne William fuhr, unterschied sich vor allem dadurch, dass wir etwas mehr Zeit für die einzelnen Empfänger hatten.

Insgesamt führte ich 40 Interviews in sechs Ortschaften in Ifakara und Umgebung. Eine Ortschaft suchte ich mehrmals auf, wobei ich einige Empfänger ein zweites Mal besuchte und neue Haushalte ergänzte. Dies führte auch zu einer gewissen Vertrautheit mit den Freiwilligen. Ich hatte zu Beginn zehn Fragen beziehungsweise zehn Frageblöcke vorbereitet, die ich mit der Zeit ergänzte. Diese lauteten zum Schluss wie folgt:<sup>21</sup>

1. Wie viele Personen leben im Haushalt? Wie viele sind davon (Schul-)Kinder? Wie viel Geld bekommt ihr?
2. Wofür hast du das Geld (dieses Mal) ausgegeben?

---

<sup>21</sup> Die grau markierten Fragen fügte ich erst im Laufe der Zeit zum Leitfaden hinzu.

3. Was hat sich seit Beginn der Zahlung verbessert? Welche positive Entwicklung gab es?
4. Welche Probleme habt ihr (noch)?
5. Wie sehen deine/eure Zukunftspläne aus?
6. Teilst du/ihr das Geld mit Personen außerhalb des Haushaltes? Bekommst du/ihr Unterstützung von Personen außerhalb des Haushaltes (wie Freude, Nachbarn oder Verwandte)?
7. Hast du eine Vorgabe/Erklärung zur Geldnutzung bekommen? Wenn ja, welche? Wie bewertest du diese?
8. Hast du/ihr Kontakt zu anderen Empfängern? Wenn ja, worüber tauscht ihr euch aus?
9. Was kann an der Zahlung/der Beihilfe verbessert werden?
10. Ist es die Pflicht des Staates dir beziehungsweise armen Menschen zu helfen? Warum (nicht)?
11. Partizipierst du in den Dorfversammlungen? Warum (nicht)?
12. Partizipierst du in einem (Spar-)Club? Warum (nicht)?
13. Hast du/ihr eine letzte Anmerkung oder Frage?

Die Fragen sollten ursprünglich nur als Orientierung dienen, weshalb ich mir vorbehielt von meinem Leitfaden abzuweichen. Von den Empfängern erfolgte (anders als erhofft) nur wenig eigener Input und so beschränkten sich die Interviews mit wenigen Ausnahmen auf meine vorbereiteten Fragen. Es kam allerdings vor, dass sie Frage 13 nutzten, um Fragen bezüglich formeller Angelegenheiten zu stellen (zum Beispiel warum ihr *cash transfer* gekürzt wurde). Dies war für mich sehr aufschlussreich und gleichzeitig erhielten die Empfänger Antworten auf ihre Fragen, entweder von den Freiwilligen oder von William.

Die meisten Interviews dokumentierte ich durch Mitschreiben. Erst bei den letzten Interviews bat ich um die Erlaubnis eine Tonaufnahme machen zu dürfen. Die Reaktionen darauf waren positiv und beeinflussten die Gesprächsatmosphäre nicht. Eine Empfängerin lehnte die Tonaufnahme ab und war auch während des Interviews sehr abweisend, was ich jedoch nicht auf die Frage nach der Aufnahme zurückführe, sondern darauf, dass sie ganz allgemein kein Interesse an einem Gespräch mit mir hatte. Dadurch, dass die Freiwilligen die Interviews organisierten (teilweise kündigten sie den Besuch vorher an, teilweise suchten

wir spontan die Empfänger auf, die in der Nähe lebten und anwesend waren), bin ich mir sicher, dass keiner der Empfänger gefragt wurde, ob er mit mir sprechen möchte. Die meisten waren jedoch sehr aufgeschlossen und so bildete die eben geschilderte Situation eine Ausnahme.

Als Entschädigung erhielten die Freiwilligen jeweils 5.000 Shilling<sup>22</sup> und die Empfänger Sachgüter wie Seife, Salz oder Zucker. Bei der Organisation der ersten Interviews wurde sehr direkt eine Entschädigung für die Freiwilligen gefordert (eine Forderung, die bei Treffen zwischen Beamten und Freiwilligen immer eine wichtige Rolle spielt). Da mich diese bei der Forschung unterstützten und ihre Zeit für mich aufwendeten, hatte ich dies von Anfang an sowohl für die Freiwilligen als auch für die Empfänger eingeplant. Den Betrag für die Freiwilligen legte ich mit Hinblick auf vergleichbare Zahlungen des Büros, die Zeit, die sie für mich aufwendeten und meinem begrenzten Budget fest. Bei den Entschädigungen für die Empfänger orientierte ich mich eher an „Gastgeschenken“, die vom Wert ungefähr 500 – 1.000 Schilling umfassten. Auch, da ich es als unangebracht empfand, Geldscheine zu verteilen, sah ich dies als guten Kompromiss an. Salz, Seife und Zucker sind nützliche und im Verhältnis sehr teure Sachgüter, an denen es sozial schwächeren Familien häufig mangelt. Die Resonanz der Empfänger auf die Entschädigung war sehr positiv.

Eine weitere Art der Dokumentation waren Fotos, die mir ursprünglich vor allem helfen sollten, mich im Nachhinein besser an die Situation zu erinnern und bei einem möglichen zweiten Besuch als Mitbringsel für die Empfänger dienen sollten. Für die Freiwilligen und Beamten sollten die Bilder aber gleichzeitig auch eine Präsentation des Programmes und ihrer Arbeit darstellen und sollten daher Symbole für den Fortschritt durch TASAF enthalten. So sollte der Empfänger in Abbildung 3 eine Wassermelone im Arm halten, die er inzwischen anbaut und verkauft, und auch die Holzkohle, die er ebenfalls verkauft, wurde im Bild platziert. In Abbildung 4 sieht man die Empfängerin vor ihrem Haus. Hier geht es vor allem darum, dass man das Dach erkennen kann, da ein Aluminiumdach ein Zeichen von Fortschrittlichkeit ist.

---

<sup>22</sup> Ein Kilo Maismehl oder Reis kosteten zum Zeitpunkt meiner Forschung ungefähr 1.000 Schilling. Das entspricht ungefähr 0,4 Euro. Die Summe entspricht also etwa 2 Euro oder 5 Kilogramm Maismehl.





Abbildung 3: Interview mit James. Auch im Bild zu sehen sind seine Frau und Kinder (Mitte) und die beiden Freiwilligen Jumanne und Paul (rechts). Die Wassermelone und Holzkohle wurden extra für das Bild von der einige Meter entfernten Verkaufsstelle am Straßenrand geholt, um die Fortschritte der Familie im Bild festzuhalten (Bild: Maria Lassak).



Abbildung 4: Yohanna mit zwei ihrer Enkelkinder. Durch den cash transfer begann sie mit der Herstellung und dem Verkauf von Öl. Das Haus mit Aluminiumdach baute sie mit dem *cash transfer* und ihrem erwirtschafteten Gewinn. Ihr Plan für die Zukunft: Den Verkauf von getrockneten und gerösteten Fischen (Bild: Maria Lassak).

Da ich die Empfänger zu Hause besuchte, ergänzte ich die Interviews außerdem mit Beobachtungen und versuchte das Gesagte mit diesen in Einklang zu bringen. Dabei ergaben sich jedoch einige Widersprüche, die zeigen, dass Interviews nur bedingt zuverlässig sind. So kommt es vor, dass Gesprächspartner etwas verschleiern, etwas nicht genau wissen, oder ihre Meinung ändern. Zum Beispiel gaben einige Empfänger an, dass sie keine anderen

Empfänger kennen würden, obwohl sie in direkter Nachbarschaft lebten oder sogar im selben Haus und sich spätestens bei der Geldausgabe sehen müssten. Ein anderes Beispiel ist eine Empfängerin, die mir von ihrem Plan erzählte, einen Hühnerstall zu bauen, für den ihr Geld diesen Monat jedoch nicht mehr ausreichen würde. Als wir sie zwei Wochen später (im selben Monat) besuchten, stand bereits das Grundgerüst. Diesen Fall interpretiere ich jedoch nicht als bewusste Täuschung oder Resultat aus dem offiziellen Charakter des Besuchs, sondern er zeigt vielmehr wie meiner Erfahrung nach über Geld gesprochen wird. So werden finanzielle Möglichkeiten eher untertrieben und somit „verschleiert“, was Teil alltäglicher Kommunikation ist. Geldangelegenheiten sind ein sehr sensibles Thema, über das man auch mit vertrauten Personen nicht unbedingt offen spricht. Das betrifft auch zusätzliche Einnahmequellen von Empfängern, die nicht erwähnt wurden oder bei denen unklar war wie viel sie damit verdienen und ob sie durch diese in der Lage wären sich selbst zu versorgen. Daher waren die Beobachtungen, obwohl sie nur eingeschränkt möglich waren, umso wichtiger für die Einordnung der Interviewdaten.

### **5.2.3 Informelle Gespräche**

Informelle Gespräche sind ein wichtiger Bestandteil der teilnehmenden Beobachtung. So ergaben sich durch die teilnehmende Beobachtung, also aus einem konkreten Kontext heraus, viele Gesprächsthemen, Fragen und Diskussionen, oder ich regte diese gezielt mit Fragen oder der Bitte um eine Erklärung oder Beschreibung an. Vor allem der Gesprächscharakter war dabei sehr wichtig, so wurde ich dabei oft nach meiner Meinung zu etwas gefragt oder nach einem Vergleich mit dem deutschen System. Also brachte ich an dieser Stelle viel von meiner eigenen Persönlichkeit, meinen Erfahrungen und meiner Meinung ein. Manchmal fragte ich mich, ob ich dadurch die Forschung zu sehr beeinflussen oder in eine bestimmte Richtung lenken würde, aber ich denke, dass die Gesprächspartner dadurch eher angeregt wurden, ebenfalls persönliche Eindrücke und Meinungen zu schildern, wodurch ich wiederum viele Informationen und Einblicke erhielt. Allerdings passierte es vor allem gegen Ende immer öfter, dass die Beamten weniger Lust hatten über ihre Arbeit zu sprechen und daher Gespräche auf andere Themen lenkten. Außerdem zeigte sich auch hier (ebenso wie bei den Interviews), dass Aussagen teilweise nur bedingt zuverlässig sind und sich Aussagen von Gesprächspartnern zum selben Thema unterscheiden können. Da jedoch die Dokumentation von informellen Gesprächen erst im Nachhinein erfolgte und teilweise sehr viele Informationen auf einmal vermittelt wurden, ist



es auch möglich, dass es manchmal zu Ungenauigkeiten und dadurch zu Missverständnissen kam. Fiel mir beim Tagebuch schreiben eine Unklarheit auf, bemühte ich mich diese am nächsten Tag nochmal zur Sprache zu bringen und so aufzuklären. Dies gelang nicht immer, was ich einer Kombination beider Faktoren zuschreibe.

Auch außerhalb der teilnehmenden Beobachtung waren informelle Gespräche sehr aufschlussreich. So kam ich schnell mit Menschen (ob Freunde, Bekannte, den Freiwilligen aus den Dörfern oder Fremden) ins Gespräch über TASAF, wenn ich Ihnen erzählte, womit ich mich in Ifakara beschäftigte und konnte mit ihnen über ihre Meinung und ihre Kenntnisse sprechen. Auch hier besteht meines Erachtens ein Zusammenhang zwischen Vertraulichkeit des Gesprächs (und somit Informationsgehalt) und Grad der Bekanntschaft.

#### **5.2.4 Probleme**

Ein Problem meiner Forschung war der nur eingeschränkte Zugang zu den Empfängern. Ich konnte diese nur auf „offiziellen“ Wege besuchen und durch die Umstände der Besuche bestand keine Möglichkeit, etwas mehr Zeit miteinander zu verbringen und sich so näher kennen zu lernen. Es gelang mir jedoch nicht, einen anderen Zugang zu ihnen aufzubauen. So hatte ich darauf vertraut, dass ich über Bekannte auch außerhalb des Büros Empfänger kennen lernen würde, was jedoch nicht der Fall war, da keiner meiner Bekannten in Ifakara persönlich Empfänger kannte. Dies hängt einerseits mit der Begrenztheit des Programmes auf bestimmte Viertel und Ortschaften zusammen und daher auch mit meinem eigenen Wohnort und den Wohnorten meiner Bekannten. Andererseits hatte dies auch mit dem relativ kurzen Zeitraum meines Aufenthaltes zu tun. Die Eingewöhnungsphase und Orientierung im Feld nahmen einige Zeit in Anspruch. So konnte ich mir in zwei Monaten einen Überblick über das Programm verschaffen, es blieb jedoch keine Zeit meine Strategie nochmal auf die Empfänger und ihr Umfeld zuzuschneiden. So war ich oft auf Informationen aus zweiter Hand, zum Beispiel von Beamten und den Freiwilligen, angewiesen. Aber auch die Kontaktaufnahme zu den Freiwilligen gestaltete sich zwischenzeitlich als sehr schwierig, da es oft viel Zeit und Geduld kostete, bis ich sie erreichen konnte, was auch nachfolgende Treffen erschwerte und so gelang es mir erst gegen Ende zu zwei Freiwilligen, deren Ortschaft ich mehrmals besuchte, einen näheren Kontakt aufzubauen.

Auch die Begleitung von William empfand ich als problematisch. Vor allem da ich nicht genau sagen kann, weshalb die Beamten eine Begleitperson für nötig hielten. Laut den Beamten war dies vor allem, um mich zu fahren und um die offizielle Zustimmung zu meiner

Forschung zu zeigen. Allerdings glaube ich auch, dass ein Sicherheitsaspekt eine gewisse Rolle spielte und sie sicher gehen wollten, dass mir nichts passiert und gleichzeitig wissen wollten, was ich mache und mit den Empfängern bespreche, es also auch um eine Art von Kontrolle ging.

Während meines Besuchs in Chikukwe konnte ich sehr leicht und sehr offen mit vielen Menschen sprechen, da sie mich noch von „früher“ kannten und ich mich viel einfacher im Dorf bewegen konnte (also nicht auf Begleitung angewiesen war). Außerdem kannte schon durch die relativ kleine Größe des Dorfes jeder einen oder mehrere TASAF-Empfänger und hatte dadurch genauere Vorstellungen von dem Programm. Dies war ein großer Unterschied zu meinen Erfahrungen in Ifakara, weshalb ich meine Erfahrungen aus Chikukwe immer wieder für die Analyse hinzuziehe.

Ein weiteres Problem sah ich im Verhalten von Jackson. Einerseits wirkte er mir gegenüber meistens eher abweisend, erklärte wenig beziehungsweise wie es mir vorkam sehr unwillig und fuhr manchmal während der Arbeit weg (manchmal auch ganze Tage) ohne etwas zu erwähnen. Andererseits stellte er für die Interviews mehrmals sein Motorrad zur Verfügung und ließ mich relativ ungehindert tun, was ich wollte. Gleichzeitig machte er mir gegenüber viele anzügliche Bemerkungen und stellte sehr intime Fragen. Vieles sagte er im Scherz, doch er überschritt konstant die Grenze zum Beispiel, wenn er mich nach meinen sexuellen Erfahrungen mit afrikanischen Männern fragte, oder auf eine mögliche sexuelle Beziehung zwischen uns anspielte. Vor allem empfand ich es als unangebracht und störend. Meine Vermutung ist, dass er mich zwar nicht ernst nahm, es ihm aber auch nicht recht war, dass jemand sich in seine Arbeit einmischt. Da er außerdem – wie sich bei meiner Ankunft herausstellte – nicht über mein Kommen in Kenntnis gesetzt wurde, hatte er auch keine Möglichkeit mir abzusagen und sicherlich einigen Stress durch die Arbeit. Bis zum Schluss konnte ich sein Verhalten allerdings nicht richtig einordnen. Ich hatte aber aus oben erwähnten Gründen auch kein Interesse, mich um ein engeres Verhältnis zu bemühen und konzentrierte mich eher auf Jacob.

Im Dezember erlebte ich eine Phase der Untätigkeit: Die teilnehmende Beobachtung wurde davon erschwert, dass viele Besprechungen und Seminare stattfanden und viele Berichte geschrieben werden mussten. Dies nahm viele der Beamten sehr in Anspruch und war etwas, bei dem ich nicht mithelfen konnte. Gleichzeitig wartete ich beziehungsweise warteten wir auf den Termin der Geldauszahlung, die planmäßig Ende November hätte stattfinden sollen und sich immer weiter verzögerte, da sich die

Geldüberweisung aus dem Hauptquartier in Morogoro<sup>23</sup> verspätete. Dadurch gab es im TASAF-Büro keine Arbeit, da alle weiteren Vorbereitungen erst nach Bekanntgabe des Termins erfolgen konnten. Im Endeffekt konnte ich der Geldauszahlung nicht mehr beiwohnen, da sie erst ab dem 17. Dezember durchgeführt wurde, während ich zurück nach Deutschland flog. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass Jacob, aber auch andere Beamte, arbeitsbezogene Fragen mit wenig Enthusiasmus beantworteten und lieber über andere Dinge sprachen. Allerdings hatte diese Phase der „Untätigkeit“ auch etwas Positives: Eine Beamtin, mit der ich vorher sehr wenig zu tun hatte, befürchtete, dass ich mich im Büro langweilen würde und schlug mir daher vor, sie zu begleiten, um noch ein paar Orte im Bezirk kennenzulernen. Ich stimmte zu und es stellte sich heraus, dass sie als Regierungsvertreterin ein Projekt einer internationalen Organisation, das ebenfalls mit TASAF verknüpft war, betreute und dafür Evaluierungsgespräche durchführte. Dadurch konnte ich nicht nur weitere Informationen über die formelle Reichweite des Programms sammeln, sondern erhielt auch sehr interessante Einblicke in die Kooperation von Regierung, NGOs und lokalen Projektpartnern. Ohne diese Phase wäre mir dieser Aspekt vermutlich entgangen.

## **6 Praktische Umsetzung des Programms**

Im Folgenden werde ich zuerst den Verteilungsmechanismus des Programmes in Kilombero beschreiben, wozu unter anderem die Besonderheiten in Kilombero, involvierte Personengruppen, sowie der Ablauf des Zahltages gehören. Danach möchte ich näher auf das Programmziel und damit verbundene Konzepte und ideologische Vorstellungen unter anderem von Armut, Sozialhilfe und Arbeit eingehen.

### **6.1 TASAF in Kilombero**

Von den 82.121 Haushalten des Bezirks sind 7.395 Haushalte in 53 Ortschaften (beziehungsweise Stadtteilen) im TASAF-Programm registriert<sup>24</sup> (Stand Oktober 2018) und erhalten damit einen *cash transfer*. Während meiner Forschung stellte sich schnell heraus, dass sich die Umsetzung des Programmes in Kilombero in einigen Punkten vom Handbuch

---

<sup>23</sup> Hauptstadt des gleichnamigen Bundeslandes, in dem Kilombero liegt.

<sup>24</sup> Tanzanian Social Action Fund Kilombero (2018): Payment List September/Oktober [unveröffentlichtes Dokument, Tag des Zugriffs am 08.10.2018].

unterscheidet. Beispielsweise wurde in Kilombero kein *public work* implementiert. Die Haushalte haben also keinen Anspruch auf Arbeitstage für den Erwerb von zusätzlichem Einkommen. Es besteht außerdem kein Plan diese noch nachträglich zu implementieren. Auch die Neubewertung der Haushalte, die theoretisch alle drei Jahre stattfinden soll, hat in Kilombero bisher nicht stattgefunden.<sup>25</sup> Der wichtigste Unterschied liegt jedoch im Programmziel. Das heißt in der Erwartung, wofür die Empfänger den *cash transfer* nutzen sollen: Im Handbuch wird (wie in Kapitel 3.2 dargestellt) das Programmziel mit der Erhöhung von Konsummöglichkeiten (zum Beispiel durch Zukauf von Lebensmitteln), der Verbesserung der medizinischen Versorgung und der Verbesserung von Bildungschancen der Haushalte beschrieben. Gleichzeitig sollen Haushalte in die Lage versetzt werden, ihre Einkommensmöglichkeiten zu erhöhen. Der Fokus liegt dabei eindeutig auf den ersten drei Zielen, die mehrfach im Handbuch benannt werden. Vor allem der Zukauf von Lebensmitteln wird dabei als wichtiges Anliegen hervorgehoben, um die Situation armer Menschen zu verbessern. Die Erhöhung der Einkommensmöglichkeiten sollen vor allem durch das Einkommen aus dem *public work* ermöglicht werden (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 1-2, 7, 15, 18). In Gesprächen mit Beamten stellte sich jedoch heraus, dass der Fokus in Kilombero eindeutig auf der Erhöhung von Einkommensmöglichkeiten, beziehungsweise in der Generierung neuer Einkommensquellen liegt (und das obwohl kein zusätzliches Einkommen durch *public work* erarbeitet werden kann). Der Zukauf von Lebensmitteln wird tatsächlich jedoch nicht nur weniger priorisiert, sondern als Verschwendung des Geldes angesehen, wovon die Empfänger abgehalten werden sollen.<sup>26</sup> Das Geld aus dem *unconditional cash transfer* sollte zum Beispiel in ein Geschäft, die eigene Landwirtschaft oder die eigene Farm (hier vor allem in Hühnerhaltung) investiert werden. Dadurch sollten die Haushalte auf lange Sicht von den Zahlungen unabhängig werden und aus dem Programm „graduieren“, also ausscheiden. Es gibt jedoch keine Sanktionen für Haushalte, die nicht investieren. Da es außerdem keine Neubewertung der Haushalte gab, gibt es auch keine Informationen inwieweit Haushalte investiert haben beziehungsweise durch Investment unabhängig geworden sind.

---

<sup>25</sup> Jacob erzählte mir während meines Aufenthaltes von dem Plan eine Bedarfsstudie und gleichzeitig eine Programmevaluierung durchzuführen, die im Januar 2019 stattfinden sollte. Bei einem kurzen Chat über *WhatsApp* im Juli 2019 schrieb er mir, dass sie Studie noch nicht umgesetzt wurde und auch kein konkreter Plan vorliege.

<sup>26</sup> Als positiv bewertet wurden außerdem die Anschaffung einer Krankenversicherung und Reparaturarbeiten an Haus und Dach beziehungsweise der Wechsel von Gras- zu Aluminiumdächern.

Es stellt sich außerdem die Frage, welche Rolle die Handbücher in der Praxis haben. Von den Beamten war Jacob der einzige, der mir gegenüber die Handbücher erwähnte und mir schließlich sein Exemplar schenkte, damit ich die Antworten auf meine Fragen nachlesen könne. Wie bereits erwähnt, beantworten die Handbücher viele Fragen allerdings nicht oder nur sehr ungenau. Ich halte es daher für wahrscheinlich, dass die Handbücher eher eine Formsache sind, Bedeutung für die Umsetzung gering ist und die tatsächliche Wissensvermittlung über *peer-to-peer learning*, also dem direkten Lernen von Kollegen oder der Praxis, organisiert wird.

Das ist vor allem daher interessant, da TASAF in den einzelnen Bezirken beziehungsweise Bundesländern unterschiedlich implementiert wird. In Chikukwe, was zum Bundesland Mtwara gehört, war beispielsweise das *public work* implementiert. Außerdem wurden die Empfänger dazu verpflichtet Sparclubs (auf Kiswahili *kikundi cha kikoba*) zu gründen. In diesen Sparclubs treffen sich die Mitglieder in regelmäßigen Abständen (meist einmal in der Woche) und zahlen einen vorher festgelegten Betrag in eine gemeinsame Kasse. Durch Verleihung des Geldes an die Mitglieder, die dieses mit Zinsen zurückzahlen, wird das Geld vermehrt. Zusätzlich sollen dadurch Gemeinschaftsprojekte finanziert werden. Der Gewinn aus Geldverleih und Projekten wird normalerweise am Ende eines Jahres an die Mitglieder ausgezahlt.<sup>27</sup> In Kilombero gab es diese von TASAF initiierten Sparclubs nicht. Stattdessen gab es jedoch in einigen Ortschaften ein Pilotprojekt einer NGO, die nicht nur Damenhygieneartikel austeilte und HIV-Aufklärung betrieb, sondern auch Sparclubs initiierte, die mit Trainings und Geld unterstützt werden sollten. Obwohl das Projekt in der Planung- und Durchführung unabhängig von TASAF ist, wurden die TASAF-Daten, also die Listen der armen Haushalte, als Grundlage zur Identifizierung der Zielgruppe für Sparclubs und Hygieneartikel genutzt, während die restliche Bevölkerung (aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen) von der finanziellen Unterstützung ausgeschlossen wurde. Das sorgte für erhebliche Konflikte zwischen den für das Projekt arbeitenden Freiwilligen und der restlichen Bevölkerung. Es zeigt jedoch vor allem, dass die für TASAF

---

<sup>27</sup> Sparclubs existieren in unterschiedlichen Formen und sind ein in Tansania sehr gängiges Mittel der informellen Absicherung, die auf der Möglichkeit einen Beitrag zu leisten, beruhen. Meist bestehen sie aus engen Verwandten, Freunden, Nachbarn oder (in Städten) aus Menschen der gleichen ethnischen Gruppe oder Region. Obwohl sie den Mitgliedern Erleichterung verschaffen können, bieten sie vor allem durch die meist geringe Höhe der Beträge keinen adäquaten Absicherungsmechanismus (Tungaraza 1993: 143-144 und 148-149). Die oben beschriebene *kikundi cha kikoba* ist dabei umstritten, da die Gefahr besteht, dass ein Mitglied das Geld nicht zurückzahlt. Durch das große Konfliktpotential hat die Regierung inzwischen eine Registrierungspflicht eingeführt.

erhobenen Daten auch Einfluss auf andere Projekte und Projektträger haben, ohne dass diese in direkter Verbindung stehen.

## 6.2 Akteure

In dieser Arbeit beschäftige ich mich vor allem mit drei Akteursgruppen. Dazu gehören die Beamten des Bezirks und der TASAF- Beamte für Kilombero, die vor allem die Abläufe der Geldauszahlung planen und sicherstellen. Außerdem die Freiwilligen, die das Programm auf der lokalen Ebene in den Ortschaften betreuen, sowie die TASAF- Empfänger, die durch Investment des *cash transfer* in die Lage versetzt werden sollen, ihre Lebenssituation nachhaltig zu verbessern.

### 6.2.1 Die Beamten

Jackson, als TASAF-Beamter, ist die Schnittstelle zwischen dem TASAF-Hauptquartier in Morogoro<sup>28</sup> und der Bezirksregierung. Er ist für die Organisation des Ablaufs der Geldauszahlung im Bezirk verantwortlich, hält den Kontakt zum Hauptquartier und sammelt und leitet die Informationen weiter, nach denen die Berechnungen und die Freigabe der Gelder erfolgen. Ein Hauptteil seiner Arbeit besteht also aus der Erstellung von Listen (zum Beispiel von Schülern, Kleinkindern oder Ähnlichem), der Dateneingabe ins TASAF-interne System (zum Teil unterstützt von Jacob und Amina) und dem Schreiben von Berichten.<sup>29</sup> Außerdem arbeitet er bei der Durchführung eng mit den Bezirksbeamten zusammen. Die Bezirksbeamten betreuen verschiedene Aufgaben und Projekte, das TASAF-Programm ist daher nur ein Teilbereich ihrer Arbeit. Für die Mehrheit beschränkt sich die Mitarbeit auf den Tag der Geldauszahlung. Die Zusammenarbeit von Beamten und lokalen Institutionen und Behörden erfolgt nur sehr begrenzt. Auch durch die Größe des Bezirks und einem Mangel an Zeit und Ressourcen, erfolgt die Zusammenarbeit nur selten über persönlichen Kontakt, sondern vor allem in Form von Formularen, die ausgefüllt und am Tag der Geldauszahlung übersendet werden und einigen Telefonaten. Direkter Kontakt zwischen Empfängern und Beamten findet nur am Tag der Geldauszahlung statt (siehe Kapitel 6.3)

---

<sup>28</sup> Morogoro ist das Bundesland und die gleichnamige Bundeshauptstadt.

<sup>29</sup> Das TASAF-Programm umfasst neben dem Geldtransfer noch andere Projekte zum Beispiel den Bau von Schulen oder Krankenhäusern. Jackson hat mit mir jedoch nicht darüber gesprochen, daher ist mir der genaue Umfang dieses Teils seiner Arbeit nicht bekannt.

oder wenn die Empfänger persönlich ins TASAF-Büro kommen, was unregelmäßig vorkommt.<sup>30</sup>

Zum Verständnis der „Rolle“ eines Beamten spielt meiner Ansicht nach außerdem Status eine wichtige Rolle: Als Beamte der Regierung werden sie von den meisten Menschen als Respektpersonen wahrgenommen. Dazu gehört neben dem Ansehen, das aus ihrer Arbeit resultiert, vor allem ein finanzieller Aspekt. Diese Kombination geht mit einer gewissen Machtposition einher, die im Alltag von den Beamten ausgelebt und von der anderen Seite akzeptiert und erwartet wird. Ein Beispiel dafür war Williams Verhalten während der Interviews, das ich als grob und unhöflich wahrnahm, während es von allen anderen Beteiligten als normal angesehen wurde. Diese Machtposition nach Außen steht im Spannungsverhältnis zu Hierarchien innerhalb der Regierung, der zum Teil unbefriedigenden Arbeitsauslastung und dem Druck von „oben“, zum Beispiel durch streng kontrollierte Präsenzzeiten (zumindest für die Beamten der Bezirksregierung). Außerdem wird der Arbeitsalltag erschwert durch fehlende Ressourcen wie Benzin, Fahrzeuge, technische Geräte (wie Computer, Scanner und Drucker), die meist von mehreren Beamten oder Büros geteilt werden. Auch hier war Jackson als TASAF-Beamter etwas besser aufgestellt als zum Beispiel die Beamten des Amtes für Kommunale Entwicklung. So standen ihm ein eigenes Fahrzeug und ein eigener Computer zur Verfügung.

Ein weiterer Aspekt ist der Handlungsspielraum der Beamten bei der Durchführung von Projekten. Bei TASAF ist dieser zumindest bezüglich des *cash transfers* relativ gering, da Jackson selbst im Grunde keine Entscheidungsgewalt darüber hat, wer wie viel Geld bekommt, sondern nur Vorgaben aus Morogoro umsetzt und ihren Ablauf sicherstellt. Inwieweit er jedoch Einfluss oder Spielraum bezüglich zusätzlicher TASAF-Aktivitäten wie (*public work* oder Sparclubs) hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

### **6.2.2 Die Freiwilligen**

Die Freiwilligen, offiziell betitelt als *Community Management Committee* (CMC), nehmen eine Schlüsselfunktion bei der Durchführung des Programms ein. Jede Ortschaft beziehungsweise jeder Stadtteil, in dem das Programm implementiert ist, hat eine eigene Gruppe von Freiwilligen, die aus Mitgliedern der jeweiligen Dorfgemeinschaft besteht und

---

<sup>30</sup> In den zwei Monaten meiner Feldforschung geschah dies einmal. Eine Verwandte hatte dem Empfänger seine Karte gestohlen und sich damit das Geld auszahlen lassen. Das Ehepaar kam ins Büro, um zu klären, ob sie eine Wiederholung der Zahlung erreichen könnten.



die von der Dorfversammlung offiziell gewählt oder bestätigt wurden. Normalerweise bestehen die Gruppen aus jeweils 12 Personen von denen sechs abwechselnd die Geldauszahlung betreuen. Die Freiwilligen dürfen nicht als Empfänger registriert sein oder in einem registrierten Haushalt leben. Dies gilt aber nicht für Familienangehörige, die als Empfänger registriert sein dürfen, solange sie nicht im gleichen Haushalt leben. Außerdem mussten sie einen Test über ihre Lese-, Schreib- und Rechenfähigkeit bestehen.

Die Freiwilligen sind diejenigen, die in direktem Kontakt zu den Empfängern stehen, das Geld auszahlen und als Ansprechpartner die Haushalte in der Zwischenzeit betreuen. Nach meinem Eindruck ist diese Betreuung jedoch abhängig vom individuellen Engagement des Einzelnen. Bei ersten Gesprächen mit Freiwilligen aus unterschiedlichen Ortschaften<sup>31</sup> sagten mir diese relativ übereinstimmend, dass ihre Aufgabe lediglich auf die Auszahlung des Geldes beschränkt sei. Während der Interviews erlebte ich zwei Freiwillige, die dagegen sehr großes Engagement zeigten und zum Beispiel den Tierarzt des Dorfes um Beratungsbesuche bei unerfahrenen Haushalten baten. Die Unterschiedlichkeit, wie die Betreuung gehandhabt wird, könnte vor allem damit zusammenhängen, dass die Tätigkeit ein Ehrenamt ist, die nicht bezahlt wird. Am Tag der Geldauszahlung erhalten die Freiwilligen jedoch eine Aufwandsentschädigung von 10.000 Schilling.<sup>32</sup> Während zusätzlicher Besprechungen zwischen Beamten (oder Dorfverwaltung) und Freiwilligen ist die Frage, ob es eine Aufwandsentschädigung für das Treffen gibt, immer ein Diskussionsthema zwischen den Parteien, was die Beziehungen belastet. Dies wirft die Frage nach der persönlichen Motivation der Freiwilligen auf. Sicherlich ist der finanzielle Aspekt nicht außen vor zu lassen, doch aufgrund der verhältnismäßig geringen und seltenen Entschädigung, spielen vermutlich andere Motive wie Ansehen, Status und/-oder prosoziale Einstellung ebenfalls eine wichtige Rolle.

Nicht nur zwischen Beamten und Freiwilligen gibt es Konflikte. Die Freiwilligen berichteten mir auch von Problemen zwischen ihnen und den Empfängern. Da die Beträge aus dem *conditional cash transfer* variieren können und das System für viele Empfänger nicht verständlich ist (mehr dazu siehe Kapitel 6.3), entsteht bei ihnen der Eindruck, dass die Freiwilligen das Geld veruntreuen würden. Dies führt zu Vertrauensverlust und auch dazu, dass die Empfänger Erklärungsversuchen keinen Glauben schenken. Ähnliche

---

<sup>31</sup> Das Gespräch erfolgte während wir am Tag der Geldauszahlung vor der Bank warteten. Daher waren Freiwillige aus verschiedenen Ortschaften anwesend, das Gespräch blieb jedoch aufgrund der Gruppengröße relativ oberflächlich.

<sup>32</sup> Umgerechnet etwa vier Euro beziehungsweise 10 kg Maismehl.



Erzählungen hörte ich auch von den Freiwilligen aus dem bereits in Kapitel 6.1 erwähnten NGO-Projekt. Die Freiwilligen dieses Projekts berichteten, dass nach Umstrukturierungen im Projekt, Gelder nicht an alle Teilnehmer, sondern nur an TASAF-Empfänger ausgezahlt wurden. Die Betroffenen reagierten mit Wut und machten die Freiwilligen dafür verantwortlich. Auch hier waren die Beamten, wie im TASAF-Programm, nicht präsent vor Ort, sondern agierten lediglich durch die Freiwilligen. Dadurch entstand für die Menschen vor Ort der Eindruck, dass diese auch die alleinige Verantwortung tragen würden. Der Staat oder auch staatliche Beamte als Akteure sind hier scheinbar zu abstrakt und zu entfernt von der Lebensrealität der Menschen, was dazu führte, dass die Verantwortung auf der lokalen Ebene beinahe ausschließlich und einseitig auf den Schultern der Freiwilligen liegt.

### **6.2.3 Die Empfänger**

Das TASAF-Programm richtet sich an Haushalte, nicht an Individuen. Eine Liste mit Kriterien entscheidet, wer als armer Haushalt eingestuft wird und damit für das Programm infrage kommt. Um arme Haushalte zu identifizieren wurden Kriterien entwickelt, deren Feinabstimmung in der jeweiligen Dorfgemeinschaft beschlossen wurde. Dazu gehörte, dass Haushalte nicht mehr als fünf Ar Land besitzen dürfen, die Qualität und Quantität der Mahlzeiten (wobei drei Mahlzeiten am Tag als normal angesehen werden), die Wohnsituation und der Zustand des Hauses (bzw. des Zimmers), der Zugang zu Bildung und Gesundheit und die Unterstützung von Verwandten. Diese Kriterien lassen einen sehr breiten Spielraum zu. Es zeigte sich deutlich, dass die Empfänger keine homogene Gruppe sind. Das sorgt dafür, dass sich die Situationen der Haushalte in vielen Fällen deutlich unterscheiden und nur schwer vergleichbar sind. Diese Unterschiede beziehen sich unter anderem auf ihre Ausgangssituation, ihre sozialen Netzwerke, ihren Werdegang seit Erhalt des *cash transfer* und ihre Möglichkeiten zum Investment.

Stellvertretend für jeden Haushalt wird ein Haushaltsvorstand gelistet. Die genaue Bedeutung oder die Funktion des Haushaltsvorstandes blieb für mich jedoch unklar, da ich zu Anfang den Eindruck hatte, dass dies eine reine Formalität darstellt. Natürlich ist es aber auch möglich, dass der Haushaltsvorstand als Verwalter des Geldes angesehen wird. Ebenfalls unklar blieb die Frage, wer in den Listen als Haushaltsvorstand geführt wird. Laut Beamten würde normalerweise das älteste männliche Mitglied beziehungsweise (wenn kein volljähriger Mann im Haushalt lebt) das älteste Mitglied des Haushaltes eingetragen. Während der Interviews erlebte ich jedoch einige Ausnahmen, zum Beispiel Juma, einen

jungen Mann mit körperlicher Einschränkung, der mit seinen Eltern und seinen Geschwistern zusammenlebt und als Haushaltsvorstand eingetragen worden war, oder ein älteres Ehepaar, bei dem die Frau als Vorstand eingetragen worden war mit der Begründung, dass Frauen besser mit Geld umgehen könnten. Ich kann hier nur vermuten, dass diese Entscheidungen von den Freiwilligen getroffen wurde und eher persönliche Ansichten als eine erkennbare Struktur widerspiegeln.

Die Haushalte erhalten eine Karte, mit der sie sich am Tag der Geldauszahlung als Empfänger ausweisen können. Daher ist es möglich eine andere Person als den Haushaltsvorstand oder ein Mitglied des Haushaltes zu schicken.

Empfänger sein bedeutet auch, dass man kein soziales Netzwerk hat, das einem (ausreichend) Unterstützung zukommen lassen kann. Entweder, da es keine Familienangehörigen gibt, oder diese in entfernten Ortschaften leben und sich ebenfalls nur mit Mühe versorgen. Von 40 Befragten gaben nur 14 an, dass sie Unterstützung von anderen, sprich nicht im Haushalt lebenden Personen, erhalten würden. Fünf davon wurden unregelmäßig von Verwandten unterstützt, die vor allem Geld oder Lebensmittel schickten, oder beim Hausbau unterstützten. Neun wurden regelmäßig von Nachbarn unterstützt, die vor allem mit Essen und Lebensmitteln (wie Mehl und Gemüse) aushalfen. Wie diese Unterstützung durch Nachbarn wahrgenommen wird, unterscheidet sich jedoch. Nach meinem Eindruck sahen vor allem ältere Empfänger es als rechtmäßig an, dass ihre Nachbarn sie unterstützen, jüngeren Empfängern war es jedoch wichtig nicht mehr auf diese Hilfe angewiesen zu sein, die für sie mit einem gewissen Schamgefühl verbunden war. Andersherum zeigt sich ebenfalls, dass nur fünf Haushalte das Geld (unregelmäßig) mit Verwandten teilten und nur bei einer Empfängerin beruhte diese Unterstützung auf Gegenseitigkeit. Hier zeigt sich also deutlich die von Mchomvu et al (2002: 21) beschriebene Überschätzung von sozialen Absicherungssystemen, von denen arme Menschen häufig ausgeschlossen sind, da sie auf der Möglichkeit einen Beitrag zu leisten beziehungsweise eine Gegenleistung zu erbringen, beruhen. Interessant ist hier zudem, dass auch nach Erhalt des *cash transfer*, das Geld in einer Mehrheit der Fälle im eigenen Haushalt genutzt wurde und keine Ansprüche von Verwandten oder Nachbarn gestellt, beziehungsweise bedient wurden und die Meisten das Teilen des *cash transfer* nicht als Option ansahen. Das bedeutet, dass das Geld weitgehend bei der vorgesehenen Zielgruppe ankommt, jedoch gleichzeitig, dass die Empfänger in Kilombero weiterhin von informellen Absicherungssystemen ausgeschlossen bleiben.

#### 6.2.4 Sozialer Austausch zwischen den Akteuren

Austausch beziehungsweise Treffen zwischen allen drei Akteursgruppen finden nur am Tag der Geldauszahlung statt. Auch hier sind die Treffen oft von hierarchischen Strukturen geprägt, in denen spezifische soziale Rollen wahrgenommen werden. Ein Erlebnis steht für mich symbolisch für die Art der Kommunikation: Am Tag der Geldauszahlung begleitete ich Jackson auf seiner Tagesroute, wobei er mich in einer Ortschaft absetzte, um mich auf dem Rückweg zusammen mit den Dokumenten wieder abzuholen. Er stieg gemeinsam mit mir aus, um mich den Empfängern, die alle auf einem kleinen Platz vor dem Auszahlungsort (dem Büro des Ortsbürgermeisters) versammelt waren, vorzustellen und mir die Möglichkeit zu geben, ihnen Fragen zu stellen. Er stellte sich kurz vor und leitete dann zu mir über. Er erklärte ich würde eine Forschung über TASAF machen und wollte wissen, was sich durch TASAF verbessert habe. Nach einer kurzen Pause meldete sich eine Frau zu Wort, die sagte, dass TASAF ihr sehr geholfen habe und sie sehr dankbar sei, da sie dadurch Hühner gekauft habe und ihre Kinder in die Schule schicken könne. Zwei ähnliche Wortbeiträge folgten, dann beendete Jackson das Gespräch. Die Situation erinnerte mich sehr an ein einstudiertes Theaterstück, bei dem jeder weiß, was er zu sagen hat. Danach brachte Jackson mich ins Gebäude, wo die eigentliche Auszahlung stattfand, hinterließ mich also in Obhut der Freiwilligen und fuhr mit den anderen Freiwilligen weiter. Da die Freiwilligen sehr beschäftigt waren und keine Zeit hatten mir zu erklären, was passieren würde, setzte ich mich wieder zu den Empfängern, um nochmal mit mehr Ruhe mit ihnen zu sprechen. Die meisten Empfänger saßen in Kleingruppen zusammen. Ich setzte mich zuerst zu einer Gruppe älterer Männer und wechselte später zu den Frauen, wo sich noch einige dem Gespräch anschlossen, wobei andere zur Geldauszahlung gerufen wurden und sich damit verabschiedeten. Interessant war hier vor allem der Kontrast zum ersten Gespräch: Während dort schon durch die Frage, den Rahmen der Gesprächssituation und die Verdeutlichung von Hierarchie durch den Fragenden, für alle Beteiligten eindeutig war, welches Set an (positiven) Antworten gegeben werden sollte, war dieses zweite Gespräch eindeutig informell und zudem mit einer Außenstehenden. Daher unterschieden sich auch die Antworten erheblich, da nun deutlich „emotionaler“ argumentiert wurde und Probleme des Programmes (wie die zu geringe Geldzahlung oder die Unsicherheit der Höhe des *cash transfer*) im Vordergrund standen.

Das Erlebte zeigt, dass sich die Empfänger eindeutig ihrer Stellung im Gefüge des Programmes bewusst sind und sehr genau wissen, was von ihnen erwartet wird. Dies bezieht sich nicht nur auf die Bestätigung, dass TASAF ihre Situation verbessert, verbunden mit einer Dankbarkeit gegenüber den Beamten beziehungsweise dem Staat, sondern auch auf die Frage, wofür sie das Geld genutzt haben. Dies ist vor allem für die Analyse der Interviewdaten sehr wichtig. Obwohl mir die meisten Haushalte relativ offen ihre Meinung sagten und Probleme ansprachen, einige ältere Empfängerinnen sogar sehr drastisch, blieben die Aussagen über die Nutzung des Geldes auf Ausgaben beschränkt, die, wenn auch nicht von offizieller Seite akzeptiert, zumindest „objektiv“ nachvollziehbar waren (zum Beispiel Lebensmittel). Nur ein einziger Empfänger erklärte mir nach dem Interview, dass er zumindest einen Teil des Geldes auch für Handyguthaben ausgeben würde und nicht in der Lage wäre langfristig damit zu planen (siehe Kapitel 7.1). Die Wahrscheinlichkeit, dass Haushalte nicht nur „objektiv“ nützliche und lebensnotwendige Anschaffungen tätigen ist sehr hoch, aber dies ist nichts, was sie mir erzählen könnten (siehe Kapitel 7.1).

## **6.3 Wesentliche operative Abläufe**

### **6.3.1 Der Zahltag**

Ein Schlüssel für das Verständnis des Programmes ist der eigentliche Zahltag, der alle zwei Monate stattfindet und der einzige Tag ist, an dem sich alle drei Akteursgruppen treffen. Sobald alle Informationen aktualisiert wurden und das Geld vom Hauptquartier in Morogoro freigegeben wurde, können die Beamte in Ifakara die Quittungen drucken, den Auszahlungstag festlegen und die Freiwilligen und die Orts- und Stadtteilverwaltung informieren, die wiederum die Empfänger kontaktieren. Das geschieht laut Jackson und Jacob meist etwa eine Woche im Voraus. Dabei kommt es immer wieder zu Verzögerungen, die ich auch während meiner Feldforschung erlebte.<sup>33</sup>

Die Auszahlung für den ganzen Bezirk dauert etwa eine Woche, wobei es einen festen Plan gibt, welche Ortschaften an welchem Tag ausgezahlt werden.<sup>34</sup> Am festgelegten Tag kommen zwei Freiwillige aus jeder Ortschaft nach Ifakara, um das Geld von der Bank

---

<sup>33</sup> Die Auszahlung verzögerte sich um ca. zwei Wochen. Statt Ende November fand sie erst Mitte Dezember statt. Als Gründe dafür nannte Jackson Verzögerungen im Hauptquartier, ohne zu spezifizieren, was das genau bedeutet. Da TASAF im Dezember jedoch ein Seminar ausrichtete, nehme ich an, dass die Verzögerung zum Teil auch damit zusammenhing.

<sup>34</sup> Ich konnte nur einen Tag der Geldauszahlung begleiten. Beamte, Freiwillige und Empfänger bestätigten mir jedoch, dass alle Tage nach diesem Prinzip ablaufen.

abzuheben. Der bürokratische Aufwand ist sehr hoch und ist daher mit einer langen Wartezeit für die Freiwilligen verbunden, die sie hauptsächlich auf dem Parkplatz der Bank verbringen. Wurde das Geld abgehoben (was nicht vor dem frühen Nachmittag passiert), werden jeweils die Freiwilligen, die aus derselben „Richtung“ kommen, von einem Beamten mit dem Auto zurück in ihre Ortschaften gefahren und direkt zum Ort der Geldauszahlung (zum Beispiel das Büro des Bürgermeisters) gebracht, was sicherstellen soll, dass der gesamte Betrag in der Ortschaft ankommt. In der letzten Ortschaft wartet der Beamte bis die Auszahlung vorüber ist und nimmt die Unterlagen (Unterschriftenlisten, Formulare und Restgeld) mit zurück. Auf dem Rückweg ins Büro sammelt er diese auch in den anderen Ortschaften ein.

Parallel dazu versammeln sich die anderen vier Freiwilligen, die Vertreter der Dorfverwaltung und die Empfänger in der Ortschaft und warten auf das Geld. Auch hier spielt das Warten eine wichtige Rolle, das nur durch eine Belehrung der Empfänger, die sich bei jeder Auszahlung wiederholt, unterbrochen wird. Im Handbuch für die Freiwilligen geht es bei der Belehrung vor allem darum, die Empfänger an bürokratische Abläufe, wie die Überprüfung des Geldes nach der Auszahlung, die Meldung von Fehlern oder was bei Nichtabholung des Geldes passiert, zu erinnern (Tanzanian Social Action Fund 2013b: 61-62). In Kilombero besteht die Belehrung jedoch vor allem in der Erinnerung das Geld nicht zu verschwenden und es sinnvoll zu verwenden (zum Beispiel für den Kauf von Hühnern) (mehr dazu siehe Kapitel 7).

Nach Eintreffen der Freiwilligen mit dem Geld beginnt die eigentliche Auszahlung: Die Empfänger werden nacheinander aufgerufen, erhalten ihr Geld und eine Zahlungsquittung (siehe Abbildung 5) und bestätigen den Erhalt des Geldes entweder mit einem Fingerabdruck oder durch eine Unterschrift. Nach Erhalt des Geldes halten sich die Empfänger nicht weiter am Auszahlungsort auf.

Nach Beendigung der Auszahlung werden die Unterlagen sowie das nicht abgeholte Geld eingepackt und die Freiwilligen erhalten ihre Aufwandsentschädigung. Zuletzt werden alle Unterlagen dem Beamten übergeben, der sie zurück ins Büro bringt.

### **6.3.2 Transparenz**

Bei Abholung des Geldes erhält jeder Empfänger eine Quittung, auf der genau vermerkt ist, wie hoch der *cash transfer* insgesamt ist und wie sich das Geld zusammensetzt. Abbildung 5 zeigt eine Quittung.



**MFUKO WA MAENDELEO YA JAMII (TASAF III)  
MPANGO WA KUNUSURU KAYA MASKINI  
ORODHA YA MALIPO YA WALENGWA YA KIJJI**

PAY CODE: [REDACTED]

30

**MUHTASARI WA TAARIFA YA MALIPO YA HALMASHAURI**

MAMLAKA YA ENEO LA UTEKELEZAJI	KILOMBERO	KATA	[REDACTED]
KIJJI/MTAA/SHEHIA	[REDACTED]	KITONGOJI	[REDACTED]
KIPINDI CHA MIEZI MIWILI	9	10	2018
NAMBA YA KITABULISHO CHA MPANGO	[REDACTED]	JINA LA MWAKIL WA KAYA	[REDACTED]

TAARIFA YA MALIPO			
DHANA YA MALIPO	KIASI	DAHANA YA MAKATO	KIASI
Ruzuku isiyo na Masharti	20 000.00	Adhabu ya kutotimiza masharti ya Elimu	0.00
Malipo ya Ziada/Walengwa	8 000.00	Adhabu ya kutotimiza masharti ya Afya	0.00
Malipo ambayo hayakuchukuliwa kipindi kilichopita	0.00	Malipo yalizozidishwa Kipindi cha nyuma	0.00
Malipo ya Watoto [0-5]	0.00		
Malipo ya Walio Shule ya Msingi	4 000.00		
Malipo ya Walio Sekondari	0.00		
Madai	0.00		
Malipo ya Kazi (PWP)	0.00		
<b>Jumla Ndogo ya Dhana ya Malipo</b>	<b>32 000.00</b>	<b>Jumla Ndogo ya Dhana ya Makato</b>	<b>0.00</b>
<b>JUMLA YA MALIPO</b>	<b>32 000.00</b>		

Mgawanyo wa Malipo			
Noti za Shs 10,000	3	Noti za Shs 1,000	0
Noti za Shs 5,000	0	Noti za Shs 500	0
Noti za Shs 2,000	1	Sarafu za Shs 100	0
		Sarafu za Shs 50	0
		Sarafu za Shs 200	0
		Sarafu za Shs 1	0

*\*\* Kama kiasi cha malipo sio sahihi tafadhali wasilisha madai yako kwenye kamati husika ya kijiji kwa ajili ya marekebisho kabla ya tarehe ya malipo yanayofuata*

Abbildung 5: Zahlungsqittung des *cash transfer*. Oberer Abschnitt: Informationen über Ortschaft, Haushalt und Zahlungsperiode. Mitte: Aufschlüsselung über erhaltene Geldzahlungen. Unten: Angabe über erhaltene Geldscheine (Bild und Bildbearbeitung: Maria Lassak).

Der obere Abschnitt enthält Informationen über den Haushaltsvorstand des empfangenden Haushaltes (Name und Nummer des Empfängerausweises), sowie Informationen über Bezirk, Stadtteil und Zahlungsturnus (hier: Zahlung für die Monate September und Oktober 2018). Der mittlere Teil erhält nun die konkreten Informationen, welchen *cash transfer* der Haushalt erhält und in welcher Höhe. Die linke Seite, überschrieben mit *Dhana ya Malipo* (1), listet alle Beträge auf, die Haushalte erhalten können. Darunter fallen der *unconditional cash transfer* (2) mit 20.000 Schilling<sup>35</sup> pro Haushalt, den alle Haushalte unabhängig von Personenzahl oder zusätzlichen Bedingungen erhalten und die *conditional transfers*: Eine Zusatzzahlung von 8.000 Schilling, für Haushalte mit Kindern unter 18 Jahren, die die Schule beendet haben, unabhängig von ihrer Anzahl (3), außerdem Beträge, die bei der letzten Auszahlung nicht abgeholt wurden (4), Kleinkinderzuschlag für Klinikbesuche (für Kinder zwischen 0-5 Jahre) von 8.000 Schilling pro Kind (5). Weiterhin Schulgeld für Grundschüler von 4.000 Schilling pro Kind (6), Schulgeld für Schüler der weiterführenden Schule von 8.000 Schilling pro Kind (7), nachträglicher Anspruch des Haushaltes aufgrund falscher Berechnungen oder Fehler (8), sowie das Gehalt aus *public work*-Einsätzen (9). Auf der rechten Seite, überschrieben mit *Dhana ya makato* (10), werden alle Beträge gelistet, die von den Transferleistungen abgezogen werden: Rückforderung des Schulgeldes zum Beispiel bei zu vielen Fehlstunden oder dem Ausscheiden aus der Schule (11), Rückforderungen des Kleinkinderzuschlages bei nicht-Wahrnehmen der geforderten Klinikbesuche (12) und Rückforderung von weiteren Zahlungen aufgrund fehlerhafter Angaben (13). Die Beträge werden verrechnet und der Endbetrag wird unter *jumla ya malipo* (14) aufgeführt. Im unteren Abschnitt folgt außerdem die genaue Auflistung der Geldscheine, die der Haushalt erhält. Der Grund für die Aushändigung der Quittungen ist, die Zahlungen transparent und für alle Beteiligten nachvollziehbar zu machen.

An der Beispielquittung lässt sich erkennen, dass im Haushalt ein Grundschulkind lebt und außerdem ein oder mehrere Kinder unter 18, die die Schule bereits beendet haben. Da es keine Abzüge oder Strafzahlungen gab, ergibt sich zusammen mit dem *unconditional cash transfer* eine Summe von 32.000 Schilling. In der Theorie kann der Empfänger so nachvollziehen, ob er die Leistungen erhält, die ihm zustehen und auch, warum es beispielsweise zu Kürzungen gekommen ist. Während meiner Interviews mit den Empfängern wurde jedoch deutlich, dass viele das System der Geldauszahlung und auch die Quittungen nicht verstehen. Fragte ich die Empfänger nach der Höhe des *cash transfer*, war

---

<sup>35</sup> Der Geldwert von 20.000 Schilling entspricht 20 kg Maismehl beziehungsweise umgerechnet etwa acht Euro.

die Antwort meist die Nennung eines Betrages mit dem Verweis, dass sie vorher (oder ursprünglich) einen anderen Betrag erhalten hatten. Die Gründe für die Kürzungen waren den meisten allerdings nicht klar. Viele schienen die Quittungen außerdem eher aus „Pflichtbewusstsein“ aufzubewahren, aber ohne diese zu verstehen. Als Gründe dafür sehe ich vor allem die Sprache der Quittungen. Sie ist zwar in Kiswahili, was alle Empfänger sprechen und verstehen können, doch in „Behördensprache“ formuliert, was nur schwer verständlich ist. Außerdem können (laut Jacob und Jackson) viele Empfänger nicht lesen und schreiben (einer der Gründe, weshalb ein Fingerabdruck, statt Unterschrift zur Bestätigung gegeben werden kann). Zudem spielt der Umgang mit Formularen und Dokumenten für viele im Alltag keine Rolle und ist nichts, von dem ein Informationsgehalt erwartet wird. Das sorgt dafür, dass die angestrebte Transparenz nicht erreicht wird. Folge davon ist (wie bereits in Kapitel 6.2.2 angedeutet) teilweise eine Belastung der Beziehungen zwischen Freiwilligen und Empfängern. Die Freiwilligen erzählten mir, dass viele Empfänger sie für die Kürzungen der Beträge verantwortlich machen und glauben, dass sie das Geld veruntreuen würden. Daher stoßen auch Erklärungsversuche der Freiwilligen häufig nicht auf die gewünschte Resonanz unter den Empfängern.

### **6.3.3 Konditionalität**

In den Interviews kam es einige Male vor, dass Empfänger nicht ausreichend über bürokratische Prozesse informiert waren. Beispielsweise fragte mich eine Empfängerin mit einem Neugeborenen, wieso ihr *conditional cash transfer* noch nicht angepasst worden sei, da ihr ein Betrag für Klinikbesuche zustehe. Ihr war nicht bewusst, dass sie das Neugeborene durch die Freiwilligen oder die Dorfverwaltung im System registrieren lassen muss. Für Fälle wie diese gibt es ein Formular, das mit Hilfe der Freiwilligen oder der Dorfverwaltung ausgefüllt werden muss. Dies ist sowohl am Tag der Geldauszahlung als auch (laut William) in der Zwischenzeit im Büro des Bürgermeisters möglich. Das Formular wird dann am Tag der Geldauszahlung mit den anderen Dokumenten ins TASAF-Büro geschickt und bearbeitet. Inwieweit das in der Praxis funktioniert, kann ich nach meinem kurzen Aufenthalt nicht beurteilen.

Neben dieser individuellen Ebene gibt es außerdem die Informationsweitergabe zwischen den Institutionen. Beispielsweise werden die Schüler von den Schulen bei TASAF gemeldet. Diese sollen nicht nur die Schüler registrieren, sondern auch über deren Anwesenheit informieren. In vielen Fällen kamen die Schulen dieser Pflicht jedoch nicht



nach. Dies hatte zur Folge, dass es zum Zeitpunkt meiner Feldforschung über 150 Kinder im ganzen Bezirk gab, für die keine Informationen vorlagen. Daher verbrachten Amina, Jackson und ich mehrere Tage damit, diese Kinder im TASAF-internen System mit einer Schule und Klassenstufe zu verlinken beziehungsweise sie von der Liste zu löschen. Dabei war unsere einzige Orientierung das Alter der Kinder. Laut Jackson würde eine Verifizierung automatisch erfolgen, da die Schulen bei der nächsten Geldauszahlung die Formulare mit der Anwesenheit schicken würden. Allerdings kamen auch hier viele Schulen ihrer Pflicht nicht nach, da – laut Amina – einige Lehrer im Ausfüllen der Formulare neben ihren alltäglichen Aufgaben einen zu großen Mehraufwand sähen und sich weigerten diese auszufüllen. Amina verbrachte daher mehrere Tage im Büro damit, die Anwesenheit aller Schüler zu bestätigen, deren Lehrer keine Informationen übermittelt hatten. Es ist also fraglich inwieweit diese Verifizierung stattfindet beziehungsweise stattgefunden hat. Man kann also sagen, dass die Konditionalität vor allem bezüglich der Schulkinder viele Ressourcen verbraucht, ohne eine tatsächliche Sicherstellung der Bedingungen zu gewährleisten. So kommt es zum Beispiel auch vor, dass Haushalte mit Schulkindern keinen *conditional cash transfer* erhalten, da sie eine Schule in einer Ortschaft besuchen, die nicht von TASAF abgedeckt ist und dadurch die entsprechenden Formulare nicht ausgefüllt werden können.

## **7 Analyse der Konzepte und Wirkungsweisen**

Der folgende Teil der Arbeit befasst sich mit im Programm eingeschriebenen Konzepten und Ideologien, wie diese ausgehandelt werden und was dies für das Programm und seine Umsetzung bedeutet.

### **7.1 Nachhaltigkeit**

#### **7.1.1. Ausgaben der Empfänger**

Es stellt sich die Frage, wofür die betreffenden Haushalte den *cash transfer* konkret verwendeten. Ich führte Interviews mit 40 Haushalten, wobei sich zeigte, dass fast alle Haushalte (37 von 40) das Geld für mehr als eine Aktivität ausgegeben haben und die meisten sowohl konsumierten als auch investierten. Etwa die Hälfte (23 von 40) investierte dabei in mehr als zwei unterschiedliche Aktivitäten. In Abbildung 6 sind die Ausgaben der Haushalte abgebildet, wobei Mehrfachnennungen möglich waren. Es zeigte sich, dass eine

große Mehrheit (31 von 40) in Hühner investierte. 13 von 40 investierten das Geld in (zusätzliche) Farmaktivitäten (wie die Anmietung von Anbaufläche, der Anschaffung von Dünger und Pestiziden oder Unterstützung bei der Bewirtschaftung). Einige (neun von 40) begannen ein kleines Geschäft unter anderem mit dem Anbau und Verkauf von Wassermelonen, der Herstellung und dem Verkauf von Öl oder dem An- und Verkauf von Kochbananen. Knapp über die Hälfte der Befragten (23 von 40) nutzen den Geldtransfer zum Zukauf von Lebensmitteln (vor allem von Mehl und Gemüse sowie Öl zum Kochen). Von den insgesamt 28 Haushalten mit Schulkindern verwiesen 16 explizit auf Schulkosten als Ausgabe. Außerdem wurden die Kosten (vor allem der weiterführenden Schulen) auch im weiteren Interviewverlauf immer wieder als hohe Belastung hervorgehoben, die nicht vom dafür vorgesehenen *conditional cash transfer* gedeckt werden könne. Elf von 40 nahmen Verbesserungen an ihrem Haus vor oder veränderten ihre Wohnsituation (dazu gehörten Reparaturen von Dach und Fenstern, der Bau einer Toilette oder sogar der Bau beziehungsweise der Umzug in ein neues Haus).

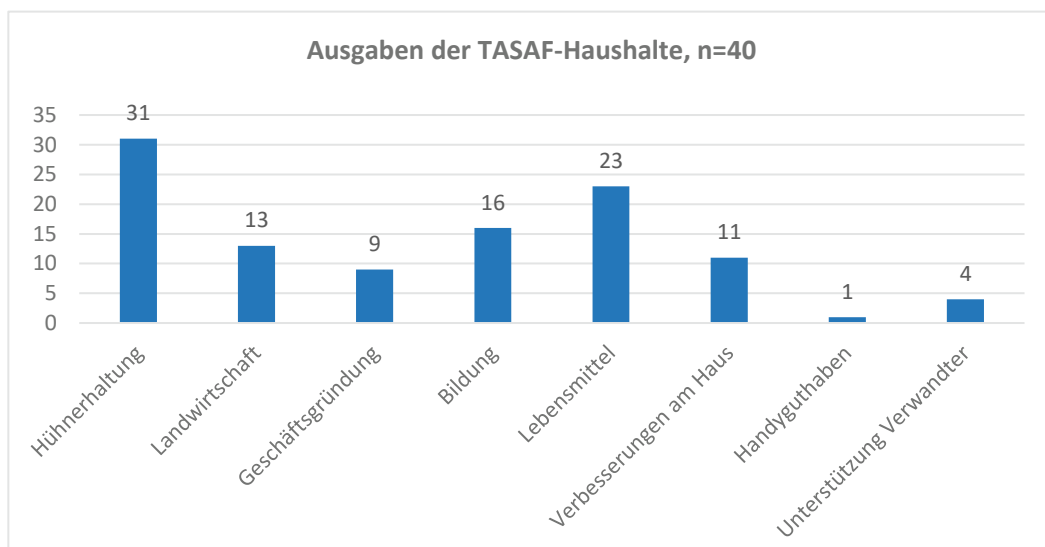


Abbildung 6: Übersicht über die Ausgaben der TASAF-Haushalte. Mehrfachnennung war möglich. (Diagramm: Maria Lassak).

Vier von 40 Haushalten unterstützten (unregelmäßig) Verwandte. Bei einer unbekanntem Zahl an Haushalten wurden bei diesem Turnus außerdem die Krankenversicherungsbeträge<sup>36</sup> abgezogen.

<sup>36</sup> Empfänger können sich freiwillig krankenversichern. Die Krankenversicherung kostet für TASAF Haushalte mit bis zu sechs Personen 30.000 Schilling im Jahr (nicht-Empfänger zahlen 60.000 Schilling) und wird direkt vom *unconditional cash transfer* abgezogen. Dabei ist auch eine Ratenzahlung möglich. Die genauen Umstände wurden mit den Empfängern abgesprochen.

In den Interviews zeigte sich vor allem, dass die genannten Ausgaben bei allen Haushalten sehr ähnlich waren. Da – wie ich bereits in Kapitel 6.3 erwähnte – die Empfänger bei jeder Geldauszahlung an das Programmziel erinnert werden, ist die Vorgabe das Geld zu investieren allen bewusst. Also kennen sie auch die Erwartungen, die von offizieller Seite an sie gestellt werden. Natürlich lässt sich vermuten, dass sie mir nur die Ausgaben nannten, die sie als „gesellschaftlich“ akzeptiert ansahen. Daher konnten sie Lebensmittel angeben, würden aber über andere Ausgaben wie Handyguthaben oder Alkohol nicht sprechen. Vor allem die Verschwendung des *cash transfers* für Alkohol ist ein weit verbreiteter Vorwurf, sowohl von Beamten als auch von nicht-Empfängern. Bei einem Besuch in Chikukwe verbringe ich einen Nachmittag bei einer alten Bekannten, die ich noch von meinem ersten Besuch in Tansania 2011 kenne. Bibi Jessca ist eine alte Dame, die mit ihrer Tochter und zwei Enkelkindern zusammenlebt und den Lebensunterhalt der Familie mit Landwirtschaft bestreitet. Während wir einen Becher *pombe*<sup>37</sup> teilten, fragte ich sie nach den Empfängern in ihrer Nachbarschaft und wie diese das Geld verwenden würden.

*„Sie kaufen keine Hühner oder was auch immer! Die Tavernen sind nie so voll wie am Tag der Geldauszahlung. Wenn die Leute gefragt werden, was sie mit dem Geld gemacht haben, werden sie lügen. Sie werden sagen „ein Bett“, obwohl sie das Bett schon vorher hatten.“* (Gespräch mit Bibi Jessca am 11.12.18)

Diese Aussage ist sehr interessant, da sie als Nachbarin einen ganz anderen Zugang hat als ich bei meinen kurzen Interviewbesuchen. Doch natürlich muss auch diese Aussage mit Vorsicht betrachtet werden, da Bibi Jessca selbst keine Empfängerin ist und mir gegenüber ihre Wut und ihren Neid darüber deutlich machte. Die Aussage impliziert außerdem, dass sie selbst besser mit dem Geld umgehen würde. Trotzdem bestätigt dies meine Vermutung, dass Empfänger nicht alle Ausgaben offenlegen. Tatsächlich sprach nur ein Empfänger nach dem Interview darüber, dass er regelmäßig Geld, aus dem *cash transfer*, für Handyguthaben ausgeben würde.

In den Interviews zeigte sich deutlich, dass das Geld in einer großen Mehrheit der Fälle innerhalb des Haushaltes bleibt, da nur fünf Empfänger das Geld mit Verwandten teilten. Einerseits bedeutet dies, dass das Geld bei den Personen, für die es gedacht wurde, ankommt, gleichzeitig bleiben Empfänger dadurch weiterhin ausgeschlossen von

---

<sup>37</sup> Lokal gebrauchtes Bier

informellen Absicherungssystemen wie Sparclubs, die auf Gegenseitigkeit beruhen. Während 14 Personen, vor allem ältere Empfänger, jedoch auch weiterhin Unterstützung von Nachbarn erhalten und dies durch ihr Alter und ihre schwierige ökonomische Situation begründen, war es anderen wichtig nicht mehr auf Hilfe angewiesen zu sein, für die sie keine Gegenleistung erbringen können. Halima, eine alleinerziehende Mutter von vier Kindern sagte dazu folgendes:

*„Früher habe ich Unterstützung von den Nachbarn gekriegt. Ich musste sie um Gemüse oder nach Seife für die Uniformen der Kinder bitten. Jetzt brauche ich diese Hilfe nicht mehr. Wenn ich etwas brauche, kann ich ein Huhn verkaufen.“* (Interview mit Halima am 11.10.18)

Für sie war diese einseitige Unterstützung also auch verbunden mit einem Schamgefühl, nicht allein für ihre Familie sorgen zu können, und der *cash transfer* daher ein wichtiger Fortschritt.

Auffällig war außerdem, dass in vielen Interviews auf die Frage, was sie mit dem Geld getan hätten und die Frage, welche Probleme sie (noch) haben, zum Teil ähnliche Antworten gegeben wurden, was bedeutet, dass Entwicklungen nur sehr langsam vorangehen. Oder es wurde häufig darauf verwiesen, dass die Höhe der laufenden Kosten durch den Geldtransfer nicht gedeckt werden könnten, was die Entwicklung ebenfalls erschwert. Genannt wurden unter anderem die hohen Kosten für den Schulbesuch der Kinder (der Schuluniformen, Material, Schuhe und zumindest teilweise einen Betrag für Essen beinhaltet), die Wohnsituation (wie ein kaputtes Haus, Dach oder das Fehlen einer Toilette), die finanzielle Belastung durch die Gesundheitsversicherung, geringe Erträge aus der Landwirtschaft beziehungsweise fehlende Geräte und Pestizide, Schwierigkeiten mit ihren Geschäften oder der Hühnerhaltung oder das Fehlen von eigenen Grundstücken und Anbauflächen. Außerdem betonten viele der älteren Empfänger ihre gesundheitlichen Probleme, die es ihnen erschweren würden, beziehungsweise unmöglich machten zu arbeiten. Daher scheint es nicht verwunderlich, dass viele dem Programmziel (Investment) ambivalent gegenüberstehen: Viele bewerteten dies grundsätzlich als positiv und betonten, dass ihnen das Investment helfe, während andere die Höhe des *cash transfers* als zu gering ansahen, um investieren zu können und auf lange Sicht unabhängig zu werden. Allerdings lehnten nur drei Empfängerinnen das Investment grundsätzlich ab.

An dieser Stelle muss nochmal betont werden, dass die Haushalte in sehr unterschiedlichen Situationen sind und daher sehr unterschiedliche Entwicklungen

durchlaufen. Mein Eindruck nach den Interviews ist jedoch, trotz der Vermutung, dass Haushalte ihre Situation absichtlich „untertrieben“,<sup>38</sup> dass bisher kein Haushalt ohne die zusätzliche Unterstützung durch den *cash transfer* in der Lage wäre, sich zu finanzieren beziehungsweise die Entwicklung weiter voranzutreiben.

### 7.1.2 Programmziel

Wie bereits beschrieben sollen die Haushalte das Geld zum Investment, sprich zur Generierung neuer Einkommensquellen, nutzen, während Konsum, zumindest, wenn es um den Zukauf von Lebensmitteln geht, von den Beamten als Verschwendung angesehen wird. Obwohl keine Neubewertung der Haushalte durchgeführt wurde und dementsprechend keine Graduierung aus dem Programm stattgefunden hatte, erzählte mir Jackson von einigen Haushalten, die nach „erfolgreichem“ Investment nicht mehr auf den *cash transfer* angewiesen und freiwillig aus dem Programm ausgeschieden seien. Allerdings nannte er keinen konkreten Fall. Er und Jacob führten dies jedoch als Beweis an, dass jeder Empfänger, der nur „will“, in der Lage sei das Geld gewinnbringend (sprich erfolgreich) zu investieren. Dies dehnten sie auch auf Empfänger aus, die durch Alter oder Krankheit in einer schlechten gesundheitlichen Verfassung sind. In einem Gespräch sagte Jackson dazu: „Egal wie alt oder krank jemand ist, derjenige kann trotzdem *Maandazi*<sup>39</sup> machen und schon hat man Gewinn“ (Gespräch am 17.10.18). Dieser Satz, der bewusst provokativ ist, zeigt anschaulich die dahinterstehende Vorstellung, die in vielen Gesprächen mit Beamten deutlich wurde: Jeder der arbeiten und investieren will, kann dies auch schaffen. Das Nicht-Gelingen vieler Empfänger und die Forderung nach einer Erhöhung des *cash transfers* sei daher in erster Linie das Resultat des Unwillens des Individuums und eines Missbrauchs der Zahlungen. Viele Empfänger seien, nach Meinung der Beamten, nicht in der Lage mit dem Geld umzugehen und verschwendeten es zum Beispiel für Lebensmittel und Alkohol. Auch beim „Scheitern“ des Investments (zum Beispiel bei hoher Sterblichkeitsrate von Hühnern) sehen sie die Verantwortung bei den Empfängern selbst, da zu Investment auch das Einkalkulieren möglicher Schwierigkeiten gehöre. Wer also entscheidet in Hühner zu investieren, müsse auch die Möglichkeit von Krankheiten, also Kosten für Medikamente, in seiner Planung berücksichtigen. Die Rhetorik der Beamten ist dabei sehr klar formuliert: Es findet eine Unterscheidung in gute und schlechte Empfänger statt. Die „guten“ Empfänger,

---

<sup>38</sup> Ein bereits beschriebenes Beispiel ist die Empfängerin, die trotz ihrer Aussage, dass ihr Geld diesen Monat nicht ausreichen würde, begann den geplanten Hühnerstall zu bauen (siehe Kapitel 5.2.2).

<sup>39</sup> Ein in Fett gebackenes Hefeteilchen

die eine Minderheit ausmachen, investieren das Geld, wodurch es ihnen gelingt Fortschritte zu erzielen. Die „schlechten“ Empfänger sind faul, unwissend und verschwenden das Geld für Lebensmittel oder Alkohol, beziehungsweise können nicht mit Geld umgehen. Die Beamten haben also kein Vertrauen in die Fähigkeiten der Empfänger, ihre Situation selbst einschätzen zu können oder selbst zu entscheiden, was ihre (dringendsten) Bedürfnisse sind. Daher wird ihnen vorgeschrieben zu investieren. Grundsätzlich wird also eine Transformation der Denkmuster und des Verhaltens der Empfänger für nötig gehalten, um sie zu „guten“, geschäftstüchtigen und damit den *cash transfer* verdienenden Personen zu machen.

Diese Transformation soll durch regelmäßige Ermahnungen erreicht werden. Allerdings gibt es keine Strukturen, um die Transformation weiter voranzutreiben, wie es vielleicht in klassischen Sozial- oder Entwicklungshilfemodellen der Fall wäre. Stattdessen könnte argumentiert werden, dass die Empfänger mit dieser Anforderung allein gelassen werden. Zur Verdeutlichung möchte ich hier das Beispiel der Hühnerhaltung heranziehen, der im Programm, aber auch in ländlichen, gesellschaftlichen Kontexten ein sehr großer Stellenwert beigemessen wird. Hühner werden in ländlichen Gegenden häufig nicht zum Verkauf oder wegen der Eier gehalten, sondern dienen als eine Art „Sparkonto“, auf das der Besitzer im Notfall zurückgreifen kann. Daher haben sie neben ihrem praktischen Nutzen auch eine große symbolische Bedeutung. Wie oben gezeigt, haben sich eine große Mehrheit der Empfänger (31 von 40) mithilfe des *cash transfers* Hühner angeschafft. Gleichzeitig beklagen zwei Drittel (19 von diesen 31), die hohe Sterblichkeitsrate der Hühner. Auch hier liefen Gespräche mit den Empfängern häufig sehr ähnlich ab, da mir Empfänger erzählten wie viele Hühner sie zwischenzeitlich gehabt hätten und dass ein Großteil (oder zum Teil auch alle) an einer Krankheit, Parasiten oder fehlenden Medikamenten gestorben seien, weshalb sie wieder von Neuem angefangen hätten. Daher ist die Anzahl der Hühner großen Schwankungen unterlegen und ich würde davon sprechen, dass in vielen Fällen Ressourcen verloren gehen. Trotzdem sahen grundsätzlich alle einen wichtigen und erstrebenswerten Fortschritt in der Hühnerhaltung, was sich durch den praktischen Nutzen und die symbolische Bedeutung erklären lässt. Als ich mit Jacob über die hohe Sterblichkeit der Hühner sprach, suchte er die Schuld wieder bei den Empfängern, die nicht in der Lage seien, ihr Investment richtig zu planen. Obwohl er also kein Vertrauen in die Empfänger hat, folgt daraus kein politisches Handeln, zum Beispiel durch den Versuch diese Fähigkeiten auszubilden oder entsprechendes Wissen zu vermitteln, was momentan nur vereinzelt durch die Freiwilligen geschieht. Ähnliches lässt sich auch auf andere Investitionsmöglichkeiten,

wie den Aufbau eines informellen Geschäfts oder landwirtschaftliche Aktivitäten übertragen. Eine Transformation im Handeln der Empfänger wird zwar eingeleitet, jedoch scheint ein Konzept beziehungsweise eine klare Agenda zu fehlen, die hier anknüpft. Hier stellt sich nun die Frage, ob das Programmkonzept nicht gänzlich durchdacht wurde, die Konzeption einfach nicht mit den Ansichten der Beamten übereinstimmt, oder ob nicht eigentlich andere Ziele im Vordergrund stehen.

Eine Erklärungsmöglichkeit ergibt sich, wenn man einen anderen Aspekt hinzuzieht, der für mich anfangs sehr irritierend war: Neben Investment wurden einige Ausgaben der Empfänger, beispielsweise Reparaturausgaben an Haus oder Dach oder Anschaffungen wie ein Bett, von den Beamten positiv bewertet. Dies wurde immer dann besonders hervorgehoben, wenn das Dach erneuert wurde und anstelle von Gras Aluminiumplatten genutzt wurden. Dies ist dadurch zu erklären, dass Grasdächer als rückständig betrachtet werden, während Aluminiumdächer als Zeichen für Modernität und Fortschritt gelten.<sup>40</sup> Neben den symbolischen Bedeutungen von Hühnerhaltung und Dächern fiel mir eine wichtige Gemeinsamkeit auf: Hühner, ein neues Aluminiumdach und große Anschaffungen, wie beispielsweise ein Bett, sind deutlich sichtbar und auch für die Nachbarschaft sehr auffällig. Daher ist mein Eindruck, dass sie auch deshalb von den Beamten gewollt sind, da sie eine Art sichtbare (und im Falle der Hühner und des Dachs außerdem sehr symbolträchtige) Manifestation staatlichen Engagements sind, das zeigt, dass der Staat etwas für seine Bürger tut. Es könnte daher als Indikator gelten, dass die Armutslinderung nicht das hauptsächliche Ziel des Programmes ist, sondern eher ein Armutmanagement, welches die Situation der Armen zwar verbessern, aber nicht grundlegend verändern soll und vor allem über seine Außenwirkung definiert wird.

## 7.2 Abhängigkeit

Eng verbunden mit der Frage nach Nachhaltigkeit ist die Frage nach Abhängigkeit, da die Empfänger – zumindest bei Erfüllung des Programmziels – vom *cash transfer* unabhängig werden sollen. Während einem unserer Gespräche, noch recht zu Beginn meiner Forschung, fragte ich Jackson und Jacob nach dem Grund für den Auszahlungsturnus. Ein seltenerer,

---

<sup>40</sup> Diese Meinung hat auch bereits Einzug in wissenschaftliche Artikel gefunden. Minja und Obrist (2005:159) verweisen in ihrem Überblick über die sozio-ökonomische Situation in Kilombero explizit auf das Verhältnis von Steinmauern und Aluminiumdächern zu Lehmhütten und Grasdächern.



aber dafür in der Summe höherer *cash transfer* würde – so mein Gedankengang – Investment für die Empfänger erleichtern. Jackson antwortete Folgendes:

„Die Leute können nicht mit dem Geld umgehen. Das müssen sie erst lernen. Gibst du ihnen alles auf einmal, verschwenden sie alles auf einmal. Wer würde schon arbeiten, wenn er sein Gehalt mit einem Schlag ausgezahlt bekommt?!“ (Gespräch mit Jackson am 09.10.18)

Hier zeigt sich deutlich, dass durch den *cash transfer* eine Transformation der Denkmuster angestrebt werden soll. Durch die regelmäßige Auszahlung alle zwei Monate sollen die Empfänger langsam an den Besitz und den verantwortungsvollen Umgang mit Geld herangeführt werden. Am Ende des Prozesses sollen sie in der Lage sein ihren *unconditional cash transfer* durch Investment so zu vermehren, dass sie vom Programm unabhängig werden. Einerseits ist der *cash transfer*, wie von Ferguson (2015:16) beschrieben, als Katalysator zu verstehen, der die ökonomischen Möglichkeiten der Empfänger erhöht, gleichzeitig ist er jedoch verknüpft mit der Vorstellung des Marktes als nach wie vor wichtigem Verteilungsmechanismus, in den die Empfänger durch Transformation eingegliedert werden sollen. Auch hier soll also durch Transformation ein „Idealzustand“ oder „Normalzustand“ erreicht werden. Dieser wird jedoch nicht in Lohnarbeit gesehen, sondern in (informellem) Kleinunternehmertum und Subsistenzwirtschaft. Das Ziel der Unabhängigkeit der Haushalte vom *cash transfer* bedeutet also auch, dass dieser nur als Überbrückung angesehen wird. Das Argument der Abhängigkeit ist ein sehr gängiges Argument gegen die Einführung von *cash transfers*. Allerdings wird es nur sehr einseitig auf Sozialhilfe bezogen, da es Abhängigkeiten, unabhängig von der Art wie Personen ihren Lebensunterhalt erwirtschaften, gibt: So ist ein Arbeitnehmer abhängig vom Arbeitgeber, ein Landwirt abhängig vom Niederschlag, ein Kleinunternehmer abhängig von seinen Kunden und ein Sozialhilfeempfänger abhängig von seinen Leistungen (Ferguson 2015: 39). Das TASAF-Programm unterscheidet zwar konzeptionell nicht zwischen „akzeptierten“ weiblichen und „nicht akzeptierten“ männlichen Abhängigen, doch trotz allem wird auch hier ausschließlich eine produktive Tätigkeit als Beitrag zur Gesellschaft angestrebt beziehungsweise gefördert (Ferguson 2015: 40). Das Argument von Abhängigkeit beziehungsweise Unabhängigkeit von Empfängern dient also in erster Linie dazu die Permanenz von Sozialhilfeprogrammen als effektive Maßnahme der Armutslinderung nicht anerkennen zu müssen und die Verantwortung auf den einzelnen Empfänger (und nicht auf die sozio-ökonomischen Strukturen) zu übertragen.



Außerdem zeigt sich deutlich, dass der *cash transfer* von den Beamten eindeutig als wohltätige Gabe klassifiziert wird, was sich vor allem in Ihrer Empörung und Wut darüber ausdrückte, wenn Empfänger (oder andere Personen, mich eingeschlossen) das Programm kritisierten, selbst wenn sie die Kritik ebenfalls teilten. Ein Beispiel dafür ist die Höhe des *cash transfers*, der von den Empfängern in beinahe jedem Interview als zu gering beschrieben wurde. Jacob, der diese Meinung teilte, wollte dies aber von Seiten der Empfänger nicht gelten lassen. Auch William reagierte während der Interviews zum Teil gereizt, wenn Empfänger Kritik übten. Dahinter steht die Vorstellung, dass die Sozialhilfe eine wohltätige Gabe des Staates ist, für die die Armen dankbar sein müssen. Diese Erwartungen wurden von den Empfängern meistens bedient, die immer wieder betonten, dass ihnen das Programm sehr helfe und Dank ausdrückten. Nur Mohammad, ein älterer Empfänger, sagte, dass er es als Pflicht des Staates sehe, sich um seine Bürger zu kümmern.

Das Kapitel zeigt deutlich, dass das TASAF-Programm in Kilombero nach wie vor tief in den, in Kapitel 2 beschriebenen, westlichen Vorstellungen von Sozialhilfe verankert ist. Tatsächlich würde ich es eher als Hybrid beider Modelle und nicht als „typisches“ *unconditional cash transfer*-Programm beschreiben, das die Verantwortung eher im Handeln und in den Defiziten des Einzelnen sucht, als in den grundlegenden Strukturen.

Obwohl es beim *unconditional cash transfer* keine Sanktionen bei nicht-Einhalten der Vorgaben gibt, wird durch konstante Ermahnungen Druck auf die Empfänger ausgeübt. Hier wird sich meiner Ansicht nach auch die Tatsache zunutze gemacht, dass viele Empfänger die formalen Unterschiede des *unconditional* und *conditional cash transfer* nicht verstehen und daher Auswirkungen (zum Beispiel bei Weigerung zu Investieren) im Zweifelsfall nicht abschätzen können. Lokale Beamte können daher nicht formalisierte, inoffizielle Bedingungen, sogenannte „shadow conditions“ (Cookson 2018: 11), wie das Investment, durchsetzen. Ein Empfänger nahm die Erfüllung der Bedingungen bei seinen Mit-Empfängern dabei in die eigene Hand: Wenn er sieht, dass seine Mitempfänger das Geld verschwenden, oder nicht auf „gute Art und Weise“ (Interview mit Tobias am 15.10.18) einsetzen, meldet er sie bei den Freiwilligen oder der Dorfverwaltung, die dann eine Verwarnung aussprechen. Formal existiert eine solche Verwarnung nicht, ebenso wenig wie die Vorgabe zu investieren, außerdem ist eine Kürzung oder Streichung des *unconditional cash transfer* nicht möglich. Die meisten Empfänger können die Konsequenzen einer solchen Verwarnung jedoch vermutlich nicht abschätzen. Dies ist auch deshalb sehr kompliziert, da die *conditional cash transfers* bei nicht-Erfüllung der Bedingungen

ausgesetzt werden (auch hier gibt es jedoch keine Verwarnung). Diese Kontrolle durch andere Empfänger ist mir während der Forschungszeit nicht mehr begegnet. Trotzdem kann ich vermuten, dass die Möglichkeit so von anderen kontrolliert zu werden einer der Gründe ist, dass nur acht Empfänger während der Interviews angaben, näheren Kontakt zu anderen Empfängern zu haben und sich mit ihnen über das Programm und die Verwendung des Geldes auszutauschen. Viele betonten stattdessen, dass jeder sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern würde, was als Zeichen von Misstrauen oder zumindest als bewusste Abgrenzung voneinander interpretiert werden kann.

### 7.3 Armut

Ein zentraler Begriff des Programmes ist Armut. Auch, da das Programm ausdrücklich für „arme Haushalte“ (auf Swahili *kaya masikini*) konzipiert wurde. Allerdings gibt es in den Leitfäden und Handbüchern neben dem Verweis auf die „basic needs poverty line“ (Tanzanian Social Action Fund 2013a: 2) keine klare Definition von Armut, da diese durch einen gemeinschaftsbasierten Ansatz in den jeweiligen Ortschaften erarbeitet werden sollte. Das bedeutet, dass alle Ortschaften, in denen das Programm implementiert wurde, die Möglichkeit haben sollten zu definieren, was in ihrem spezifischen Kontext „Armut“ bedeutet. Trotzdem gab es gewisse Kriterien, die zur Orientierung dienten. William, der landesweit an den Trainings der Auswahlkomitees beteiligt war, nannte als Kriterien die Qualität und Quantität der Mahlzeiten, Landbesitz, der nicht mehr als fünf Ar betragen durfte, die Beschaffenheit des Hauses und des Daches (wobei es um den Zustand und um das verwendete Material ging) und die familiäre Unterstützung. Dies deckte sich weitgehend mit Gesprächen, die ich mit Jacob und Jackson führte. Diese ergänzten außerdem die Möglichkeit den Kindern Zugang zu Bildung zu ermöglichen und die Gesundheitsversorgung von kleineren Kindern und Säuglingen. Jacob erklärte weiter:

*„Es geht nicht um die Einzelperson. Wir betrachten den Haushalt in der Gesamtheit. Daher spielen individuelle Faktoren, wie Alter oder Krankheit, keine Rolle.“* (Gespräch mit Jacob am 02.11.18)

Durch die Einbeziehung der Dorfgemeinschaft sollte der Armutsbegriff in den Gemeinschaften und Ortsteilen anerkannt und akzeptiert werden. Paradoxerweise berichteten viele Beamte aber, dass es bereits während der Auswahl der infrage kommenden Haushalte immer wieder vorkam, dass Menschen nicht als arm bezeichnet und daher nicht

ins Programm aufgenommen werden wollten.<sup>41</sup> Dies erklärten sie damit, dass der Begriff innerhalb der Bevölkerung mit einem Stigma von „Nichtsnutzigkeit“ (Gespräch mit Jackson und Jacob am 09.10.2018) verbunden sei.

Die Beamten sahen seit der Einführung des *cash transfer*-Programms einen Wandel innerhalb der TASAF-Ortschaften im Umgang mit dem Begriff. Da zunehmend mehr Menschen Anspruch auf das Programm erheben würden, seien sie eher geneigt den Armutsbegriff zu akzeptieren. Nach meinem Eindruck wurde dadurch das Stigma, was mit Armut verbunden ist, jedoch nicht abgebaut. Stattdessen war eher auffällig, dass während der Interviews nur ein Empfänger den Begriff „arm“ verwendete, während alle anderen ihre Situation mit anderen Phrasen umschrieben (zum Beispiel *tupo chini*, was soviel bedeutet wie „wir sind ganz unten“). Daher würde ich davon sprechen, dass eine Überlagerung des Begriffs durch den praktischen Nutzen im Rahmen des Programmes stattfindet: Dies zeigte sich mir eindrücklich beim Gespräch mit Bibi Jessca, meiner bereits erwähnten Bekannten aus Chikukwe, die – während viele ihrer Nachbarn vom TASAF-Programm unterstützt werden – keinen *cash transfer* erhält. Ihrer Empörung darüber machte sie im Gespräch deutlich Luft:

*„Es gibt keinen Unterschied zwischen denen und mir! Sie haben gesagt, dass mein Sohn eine gute Arbeit hat, aber bekomme ich regelmäßig Geld von ihm? Gibt er mir alle zwei Monate 20.000 Schilling? Er hat schließlich seine eigene Familie zu ernähren.“* (Gespräch mit Bibi Jessca am 11.12.18)

Sie macht die Ungerechtigkeit übergangen worden zu sein, geltend und betont außerdem in der gleichen Situation zu sein, wie die Empfänger. Interessant ist jedoch, dass auch sie im ganzen Gespräch das Wort „arm“ nicht verwendet hat, weder um ihre Nachbarn noch um ihre eigene Situation zu beschreiben. Da die Nachbarn einen geldlichen Vorteil erhalten, möchte sie diesen ebenfalls erhalten. Für sie ist es also eher eine Frage von Gerechtigkeit und nicht von Bedürftigkeit, wodurch die ursprüngliche Ausrichtung des Programmes in den Hintergrund tritt.

Hier zeigte sich deutlich, dass die Einbettung des Begriffs in die lokalen Kontexte durch den gemeinschaftsbasierten Ansatz gescheitert ist. In den betroffenen Ortschaften hat seit Beginn des Programmes eine Veränderung stattgefunden, die jedoch eher im Hinblick auf Gerechtigkeitsdiskurse verstanden werden muss und den Armutsbegriff eher

---

<sup>41</sup> Die Beamten sahen Gründe dafür einerseits im Unwillen als arm bezeichnet zu werden, aber auch in mangelndem Vertrauen in die Beamten und den Staatsapparat.

ausklammert. Dieser Wandel ist außerdem getrennt von der Debatte über die Sichtweise und die Akzeptanz des Programmes in der restlichen Bevölkerung zu betrachten. Hier konnte ich ein interessantes Phänomen beobachten, dass mir immer wieder begegnete, wenn ich mit Freunden und Bekannten in Ifakara (die keinerlei „direkte“ Verbindung zu TASAF hatten) über das Programm und meine Forschung sprach: Viele hielten das Programm, von dem sie wussten, dass es für „arme“ Haushalte konzipiert wurde, nur als eine Unterstützung für alte Menschen und fragten mich nach Interviewtagen beispielweise, wie es denn den „Alten“ gehe. Sie benutzten also „alt“ (auf swahili *-zee* oder personenbezogen *mzee*) in diesem Kontext als ein Synonym für „arm“ (auf swahili *maskini*). Verwies ich jedoch im Gespräch darauf, dass auch junge Menschen beziehungsweise junge Familien unterstützt würden, reagierten viele ungläubig und übergingen (oder „überhörten“) meine Erklärung. Auch im weiteren Gesprächsverlauf und bei allen folgenden Gesprächen bezogen sie sich ausschließlich auf „die Alten“. Außerdem kursierten Geschichten von Menschen, die in der Lage seien ihr Feld zu bestellen und unterstützt würden, während andere (meist Menschen aus ihrer direkten Umgebung) dies nicht mehr könnten, aber keine Unterstützung bekämen, was meist großes Unverständnis hervorrief. Dadurch kamen wir auf das Thema Armut zu sprechen und wer nach ihrem Verständnis arm sei. Sharifu, der in dem Gästehaus, in dem ich während meiner Feldforschung wohnte, als Wachmann arbeitete (und immer noch arbeitet) und mit der Zeit ein enger Freund wurde, sagte dazu an einem der vielen Abende, an denen er Nachtschicht hatte und die wir zusammensaßen und plauderten:

*„Arm sind nur alte oder behinderte Menschen. Ein junger Mensch kann nicht arm sein. Er hat die Möglichkeit zu arbeiten oder Land zu bewirtschaften und sich und seine Familie zu versorgen. Wenn er das nicht kann, ist er einfach zu faul oder zu träge.“* (Gespräch mit Sharifu am 17.10.18)

In dieser Aussage steckt ein klares Urteil über Armut, solange diese nicht mit hohem Alter oder einer körperlichen oder geistigen Einschränkung begründet werden kann. Einem jungen Menschen, der als arm bezeichnet wird, kann also Faulheit und Trägheit vorgeworfen werden, durch die er nicht in der Lage sei, seine Situation zu verbessern. Wenn man durch Alter oder Krankheit nicht in der Lage ist sich selbst zu versorgen und auch die Familie dazu nicht in der Lage ist, schien es für meine Bekannten legitim, dass diesen Menschen geholfen wird. Ein junger Mensch kann nach diesem Verständnis nicht (oder zumindest nur selbstverschuldet) arm sein und kann daher kein Anrecht auf eine (staatliche) Unterstützung haben. In dieser Definition spielen also individuelle Faktoren eine zentrale Rolle, während im Programm der Haushalt als Ganzes betrachtet wird. Auch hier passt also die Definition

des Programmes nicht zu gängigen Vorstellungen von Armut, was das Verständnis und die Akzeptanz des Programmes in der breiten Bevölkerung erheblich beeinflusst.

#### **7.4 Politische Teilhabe**

Wie bereits erwähnt, spielt die Einbeziehung der lokalen Bevölkerung in Form von gemeinschaftsbasierten Ansätzen für das TASAF-Programm (ebenso wie für andere Regierungsprojekte) eine wichtige Rolle. Die Einbeziehung erfolgt vor allem durch die Dorfversammlung, die als Instrument direkter Demokratie eingesetzt wird. Wie der Name schon sagt, werden die Bürger einer Ortschaft in diesen Versammlungen von der Dorfverwaltung zusammengerufen, wobei die Teilnahme freiwillig ist, um Fragen oder Projekte zu diskutieren beziehungsweise um über diese abzustimmen. Für das TASAF-Programm wurde die Dorfversammlung zur Festlegung der Armutskriterien befragt und zur Auswahl der Freiwilligen, die bei der Geldauszahlung helfen. Hier zeigte sich jedoch deutlich, dass trotz dieser Vorgehensweise der Armutsbegriff häufig nicht in lokale Kontexte eingebettet war, zum Beispiel da Menschen aufgrund des Begriffs nicht ins Programm aufgenommen werden wollten (siehe Kapitel 7.2). Diese Problematik erklärte sich folgendermaßen: In Gesprächen betonten vor allem Jacob und William stets die Wichtigkeit der Einbeziehung und dass dies eine Lehre sei, die aus früheren fehlgeschlagenen Projekten gezogen wurde. Gleichzeitig erzählten sie mir jedoch, dass die Teilnahme an den Versammlungen sehr gering sei und sich die meisten Bürger nicht für die Entwicklung ihrer Orte interessieren würden. Die geringen Teilnehmerzahlen wurden mir nicht nur von den Bezirksbeamten, sondern auch von Mitgliedern der verschiedenen Dorfverwaltungen und von einigen Freunden und Bekannten bestätigt.<sup>42</sup> Dieses Paradoxon schien die Beamten in ihrer Arbeit aber nicht einzuschränken, sondern die Entscheidungen der Versammlungen wurden unabhängig von ihrer Teilnehmerzahl akzeptiert und für allgemeingültig erklärt. Daher scheint es nicht verwunderlich, dass Entscheidungen, obwohl sie in der Dorfversammlung getroffen wurden, nicht automatisch eine Akzeptanz innerhalb der (Mehrheit der) Gemeinschaften bedeuteten.

Während der Interviews befragte ich einige Empfänger auch über ihre Teilnahme an Dorfversammlungen. Dabei ergab sich jedoch ein gänzlich anderes Bild. 17 von 19

---

<sup>42</sup> Eine Freundin in Chikukwe sagte dazu: „*Es gibt ständig eine Dorfversammlung. Wegen irgendwas. Es ist einfach zu viel, deswegen gehe ich nicht hin. In der Schule ist es dasselbe. Gestern war auch eine Versammlung der Eltern, da war wohl auch kaum jemand.*“ (Gespräch mit Leticia am 15.11.18)

Empfängern gaben an, dass sie die Versammlungen (regelmäßig) besuchen würden, wobei einige außerdem betonten, wie wichtig es sei sich über die Vorgänge im Dorf zu informieren. Ein Empfänger gab an, dass er die Versammlungen nur unregelmäßig besuche, da er ein Stück Land weit außerhalb habe, auf dem er viel Zeit verbringe und daher meist keine Möglichkeit hätte diese zu besuchen. Eine Empfängerin besuchte Versammlungen nur vereinzelt, da sie, wie sie sagte, „mit Hausarbeit beschäftigt“ (Interview mit Lucy am 28.11.18) sei, wobei ich aus ihrer Aussage und ihrer Mimik schließen konnte, dass ihr der Besuch der Versammlungen nicht wichtig ist. Die Reaktion der großen Mehrheit wirft (vor allem im Vergleich zu den Aussagen der Beamten) die Frage auf, ob TASAF-Empfänger eher an Versammlungen teilnehmen als nicht-Empfänger und falls ja, dies durch die Aufnahme ins Programm beeinflusst wurde.

Die einzige Möglichkeit während meines Aufenthaltes einer Dorfversammlung beizuwohnen, ergab sich während meines Besuchs in Chikukwe. Von dieser Versammlung lassen sich zwei interessante Aspekte herauslesen, weshalb ich etwas genauer auf die Umstände der Versammlung eingehen werde. Ziel der Versammlung war die Abstimmung über einen *public work*-Einsatz, bei dem die Empfänger die Möglichkeit haben, sich durch Arbeitsstunden Geld dazuzuverdienen. Das Projekt soll aber gleichzeitig der ganzen Dorfgemeinschaft zugutekommen. Daher sollte auch die ganze Dorfgemeinschaft über das Projekt abstimmen. In einer Vor-Versammlung mit den TASAF-Beamten aus Masasi, der Dorfverwaltung und den lokalen Freiwilligen, wurden zwei Projekte diskutiert, die bei der Versammlung zur Auswahl gestellt werden sollten. Die Versammlung war direkt im Anschluss an das Treffen angesetzt. Als nach einer einstündigen Wartezeit jedoch nur sehr vereinzelt Teilnehmer erschienen waren und die TASAF-Beamten keine Zeit hatten noch länger zu warten, wurde die Versammlung abgesagt und für den nächsten Morgen einberufen. Diesmal wurden, um eine möglichst hohe Teilnehmerzahl sicher zu stellen, nur die TASAF-Empfänger und die Freiwilligen eingeladen. Die stellvertretende Bürgermeisterin, Sarah, beauftragte jemanden dies im Dorf zu verbreiten und betonte dabei: „Sag ihnen, dass es wirklich wichtig ist. Ich will sie alle morgen hier sehen“ (Sarah am 12.11.18). Als ich am nächsten Morgen am Büro des Bürgermeisters eintraf, hatten sich schon fast alle Teilnehmer eingefunden. Es waren, mit wenigen Ausnahmen, alle Empfänger erschienen und mit dem Eintreffen der TASAF-Beamten, zwei Stunden nach angesetztem Termin, begann die Versammlung. Nach einer kurzen Begrüßung der Teilnehmer und einer Vorstellung der Anwesenden durch die stellvertretende Bürgermeisterin, wurde schnell zum eigentlichen Grund der Versammlung, der Abstimmung über das *public work*-Projekt,



übergeleitet. Es wurden drei Projekte vorgeschlagen: Der Bau eines Brunnens, Aufforstung und Straßenbau (die ersten beiden waren am Vortag auf der Vor-Versammlung besprochen worden, das letzte war neu hinzugekommen, worüber die anwesenden Freiwilligen genauso überrascht waren wie ich). Es wurde jedoch betont, dass sich das Projekt nach den Wünschen der Teilnehmer richten würde. Dann wurde das Wort an die Teilnehmer gegeben und jeder konnte seine Meinung äußern. Im Laufe der Versammlung kristallisierte sich schnell heraus, dass Brunnen- und Straßenbau die favorisierten Projekte waren. Als es zur Abstimmung kam, wurde zuerst über die beste Art der Abstimmung beraten, geeinigt wurde sich auf Handzeichen. Die Abstimmung selbst wurde mehrfach unterbrochen, da Teilnehmer das Prozedere nicht verstanden hatten und zwei Hände hoben oder doppelt abstimmten. Am Ende wählte eine knappe Mehrheit (mit 66 zu 61 Stimmen) den Brunnenbau. Danach wurde festgehalten, wer sich aktiv am Projekt beteiligen wollte (bei den wenigen nicht Anwesenden konnte immer jemand über die Möglichkeit des betreffenden Haushalts zur Teilnahme am Projekt Auskunft geben) und die Versammlung beendet. Bei einer anschließenden Begehung des Geländes stellte sich jedoch heraus, dass auf dem Gelände bereits zwei Brunnen mit ausreichend Wasser existierten (einer davon war in einem vorangegangenen Projekt gebaut worden) und alle Beteiligten sahen, dass erstens der Platz für einen weiteren Brunnen nicht ausreicht und zweitens genügend Wasser zur Verfügung stand. Daher beschlossen die anwesenden TASAF-Beamten und die Vertreter der Dorfverwaltung stattdessen das Straßenbauprojekt umzusetzen, was den Empfängern am Tag der nächsten Geldausgabe mitgeteilt werden sollte.

Der erste Aspekt, auf den ich eingehen möchte, ist die Frage nach politischer Partizipation: Kritiker (vor allem aus dem linken Meinungsspektrum) befürchten laut Ferguson (2015: 60-61) eine Demobilisierung der armen Bevölkerung durch *cash transfer*-Programme. Dies ist bisher jedoch nicht belegt, sondern es gibt im Gegenteil Grund zur Annahme, dass diese Programme politisches Engagement sogar stärken können.<sup>43</sup> Diese Annahme im Hinterkopf, interpretierte ich die hohe Teilnehmerzahl der Empfänger als Resultat ihrer positiven Erfahrung mit politischen Prozessen und ihrer daraus resultierenden

---

<sup>43</sup> Ferguson (2015:60-61) verweist auf eine Studie von John Gledhill und Maria Gabriella Hita von 2009, die sich mit dem brasilianischen *cash transfer*-Programm *Bolsa Familia* auseinandersetzt. In der Studie zeigte sich, dass einige Gemeinschaften, die von *cash transfer*-Programmen profitieren, sehr erfolgreiche politische Mobilisation betreiben, wodurch sie Politiker zur nachhaltigen Beschäftigung mit den Gründen von Armut und sozialer Ungleichheit verpflichten konnten. Daher dürfe sich nicht nur auf den ökonomischen Einfluss der Programme beschränkt werden, sondern auch darauf, wie diese die Bildung von Gruppenidentitäten und die Formation von neuen politischen Akteuren beeinflussen (Gledhill und Hita (2009): 2).

Politisierung. Da sie bereits durch den *cash transfer* profitierten und auch bei diesem Projekt direkte (ökonomische) Vorteile erhalten würden, schien es mir nicht verwunderlich, dass viele Empfänger an der Versammlung teilnahmen. Diese Interpretation unterschätzt jedoch, dass die Empfänger in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Staat stehen. Durch die Ausklammerung der restlichen Bevölkerung, also der exklusiven Einladung (oder eher Aufforderung) an die Empfänger, war die Teilnahme nicht länger freiwillig, sondern verpflichtend zu nennen und obwohl es kein Droh- oder Sanktionspotential von Seiten der Organisatoren gab, wurde dadurch ein gewisser Druck auf die Empfänger ausgeübt. Durch diesen Druck stellten sie sicher, dass möglichst viele Empfänger zur Versammlung erscheinen würden. Die Frage bleibt offen, inwieweit in diesem Fall von einer freiwilligen oder eigenständigen politischen Mobilisierung durch den *cash transfer* gesprochen werden kann. Ich denke, dass hierbei ebenfalls die Rolle von Abhängigkeit (beziehungsweise dem Gefühl von Abhängigkeit) berücksichtigt werden muss. Scheinbar gab es (zumindest bisher) keine eigenständige Mobilisierung der TASAF-Empfänger. Während der Interviews zeigte sich, dass die Mehrheit der Empfänger (23 von 31) keine engeren Kontakte zu anderen Empfängern pflegten, wobei einige betonten, dass jeder sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern würde. Die Gründe dafür kann ich an dieser Stelle nur vermuten, doch ist dafür wichtig zu bedenken, dass die Empfänger eine heterogene Gruppe sind und auch untereinander ihre Ausgaben und eventuellen Nebeneinkünfte vermutlich eher verschleiern als offenlegen.

Ein zweiter kritischer Aspekt ist der Ablauf der Versammlung, welcher das Paradigma der direkten Demokratie und gemeinschaftsbasierter Ansätze infrage stellt. Die Versammlung wirkte auf mich sehr chaotisch: Die Projekte wurden zur Diskussion gestellt, doch fehlten, wie sich am Ende herausstellte, jegliche Informationen zur Durchführbarkeit. Die Empfänger stimmten also eher „grundsätzlich“ ab, als dass sie tatsächlich konkrete Informationen über die Projekte erhielten.<sup>44</sup> Obwohl alle Bürger mitbestimmen sollten, bestimmten am Ende nur die TASAF-Empfänger, was allerdings als Beschluss der Dorfgemeinschaft gehandhabt wurde. Doch auch dieser Mehrheitsbeschluss wurde nach Prüfung der Durchführbarkeit nicht berücksichtigt und daher das andere Projekt durchgeführt. Aus Reaktionen einiger Anwesender und Bemerkungen, die Freunde von mir über solche Versammlungen machten, schließe ich, dass der Ablauf relativ „typisch“ für

---

<sup>44</sup> Hier stellt sich auch die Frage, ob gewisse Informationen (zum Beispiel, dass ein Brunnen nur an einer Grundwasserquelle gebaut werden kann) als „Allgemeinwissen“ verstanden werden. Also, dass (fälschlicherweise) davon ausgegangen wird, dass jeder Kenntnis von diesen Informationen hat.



Versammlungen in Chikukwe war und dass der Ablauf ebenfalls dazu beiträgt, dass das Interesse an Versammlungen abnimmt. Für mich zeigte es vor allem deutlich, dass eine Art Romantisierung von direkter Demokratie und gemeinschaftsbasierten Ansätzen stattfindet. Deren Wert wird hervorgehoben und sie wird zur Legitimierung von Entscheidungen genutzt, gleichzeitig scheint es an institutionellen Strukturen zu mangeln. Da es hier also ebenfalls vor allem beim Lippenbekenntnis bleibt, stellt sich die Frage, ob eine Einbeziehung der Bevölkerung tatsächlich politisch gewollt ist oder eher genutzt wird, um die eigene Position zu stärken.

Beide Aspekte stehen im Zusammenhang mit der Wahrnehmung von armen Menschen als politische Kraft: Laut Ferguson (2015: 12) haben Menschen, die vom Produktionssystem ausgeschlossen sind, durch demokratische Prozesse andere Arten von Macht erhalten – allem voran politische Rechte oder eine politische Stimme. Dieser politische Einfluss der armen (Land-)Bevölkerung muss daher (zum Beispiel durch Sozialhilfeprogramme) gewonnen werden, um Wahlen zu gewinnen. In Gesprächen mit Beamten in Kilombero zeigte sich jedoch schnell, dass diese Bevölkerungsschicht, der wie oben gezeigt kein Interesse an lokaler politischer Teilhabe nachgesagt wird, auch nicht als eigene politische Kraft wahrgenommen wird. Stattdessen kursierten Gerüchte über die Käuflichkeit von Stimmen der armen Landbevölkerung, die ökonomische Vorteile höher bewerten würden, als eine Wahl deren Auswirkungen sie nicht verstünden. Auch in diesen Gerüchten zeigt sich deutlich eine Stigmatisierung armer Menschen, denen eine Meinung abgesprochen wird und die nicht als politische Kraft, sondern höchstens als Instrument gesehen werden, um die eigenen Ziele zu erreichen. Ich sah Politik jedoch als zu komplexes und sensibles Thema und entschied mich daher in meinen Interviews nicht näher darauf einzugehen

## **8 Fazit**

In der vorliegenden Arbeit beschäftigte ich mich mit dem TASAF-Programm als Distributionsmechanismus: Wie ich durch die Vorstellung der Akteursgruppen und der Beschreibung der Vorbereitung und Durchführung des Zahltags gezeigt habe, ist das TASAF-Programm durch seine komplexen bürokratischen Prozesse nur schwer verständlich und Versuche, diese Prozesse transparent zu gestalten (zum Beispiel durch die Zahlungsquittungen), erzielten in vielen Fällen nicht den gewünschten Erfolg. Verständnisschwierigkeiten gepaart mit der fehlenden Präsenz der Beamten, sorgten

außerdem für Konflikte zwischen Freiwilligen, auf deren Schultern die Betreuungs- und Erklärungsarbeit einseitig lastet, und den Empfängern, bei denen durch wechselnde Beträge des *conditional cash transfer* der Eindruck entsteht, dass die Freiwilligen das Geld veruntreuen würden. Ein direkter Austausch zwischen Beamten und Empfängern findet dagegen nur vereinzelt statt und ist dann geprägt von festen sozialen Rollen, die beide Seiten voneinander erwarten und die einen gleichberechtigten Austausch verhindern. In den Äußerungen der Beamten über die Empfänger, die diese häufig als unwissend, faul und unwillig beschreiben, lassen sich gängige Stigmata über Armut und arme Menschen erkennen. Diese Vorurteile rechtfertigen beispielsweise die Vorgabe des Investments, die an die Empfänger gestellt wird. Ihnen wird nicht wie bei „klassischen“ *unconditional cash transfer*-Programmen das Vertrauen entgegengebracht, selbst ihre dringendsten Bedürfnisse zu kennen und zu befriedigen, sondern es soll stattdessen ein Lernprozess in Gang gesetzt werden, der eine Transformation des Verhaltens und Denkens der Empfänger anstrebt. Obwohl der Anstoß dieser Transformation auf verbale Belehrungen reduziert bleibt, hat er zweifellos in vielen Fällen Einfluss auf die Empfänger, auch, da potenzielle Konsequenzen eines Verstoßes vielen nicht eindeutig klar sind.<sup>45</sup>

Trotz der beschriebenen Probleme und der geringen Höhe der *cash transfers* haben sich die Lebensbedingungen der Empfänger verbessert, da sie durch das Geld in die Lage versetzt wurden, ihren Zugang zu Lebensmitteln und häufig auch zur Gesundheitsversorgung zu verbessern, ihren Kindern Schulbindung zu ermöglichen und (zumindest zum Teil) das Geld zu investieren. Inwieweit das eigentliche Programmziel des „erfolgreichen“ Investments, was zu einer Unabhängigkeit der Haushalte führen soll, erreicht wurde, kann ich nach meiner Forschung nicht beurteilen. Auch gibt es dazu in Kilombero bisher noch keine offiziellen Zahlen, da keine Neubewertung der Haushalte stattgefunden hat. Meinem Eindruck nach, ist die Entwicklung oder der Fortschritt der Mehrheit der Empfänger nach wie vor an eine Fortzahlung des *cash transfer* geknüpft. Das bedeutet, dass die positiven Entwicklungen nach wie vor eng an dem regelmäßig, zusätzlich gezahltem Geld hängen. Es zeigte sich außerdem, dass Empfänger in Kilombero nach wie vor von informellen Absicherungssystemen (wie beispielsweise Sparclubs) ausgeschlossen bleiben, was als Indikator dafür gesehen werden kann, dass sie nach wie vor marginalisiert bleiben.

---

<sup>45</sup> Das wird durch die Mischform aus *conditional cash transfer*, bei dem bei Verstoß gegen die Bedingungen Beträge ausgesetzt werden können (auch wenn die Kontrolle nicht sichergestellt ist), und *unconditional cash transfer*, bei dem ein „Verstoß“ keine Konsequenzen hat, verstärkt.

Da das Programm als temporäre Hilfeleistung konzipiert ist, die planmäßig nach drei Jahren, aber spätestens 2023 endet, werden die Begriffe Abhängigkeit beziehungsweise Unabhängigkeit zu Schlüsselbegriffen: Die angestrebte Transformation des Denkens und Verhaltens der Empfänger soll zu erfolgreichem Investment und damit zu Unabhängigkeit führen. Dahinter steht die Vorstellung eines Normalzustandes oder Idealzustandes, der jedoch nicht, wie in typischen Sozialhilfemodellen aus dem Globalen Norden, als Lohnarbeit, sondern in diesem Fall als Subsistenzwirtschaft oder Kleinunternehmertum ideologisiert wird. Armut wird jedoch nach wie vor als Produktionsproblem verstanden und nicht als Verteilungsproblem. Dazu passt, dass das TASAF-Programm als wohltätige Gabe konzipiert ist, für die die Empfänger dankbar sein müssen und die ebenfalls rechtfertigt, dass Anforderungen zum Beispiel über die Verwendung des Geldes (als eine Art Reziprozitätseratz) gestellt werden können. Auch mit Armut verbundene Stigmata werden dadurch nicht aufgelöst, sondern eher aufgegriffen und zeigen sich deutlich in den Äußerungen der Beamten. Fraglich ist, inwieweit sich erste Indikatoren für ein Umdenken finden lassen, zum Beispiel in der Argumentation von Bibi Jessca, für die ein Zugang zu *cash transfer* mit Gerechtigkeit und nicht (länger) mit Armut verknüpft ist oder Mohammad, der es als Pflicht des Staates ansieht, sich um seine Bürger zu kümmern. Für eine Mehrheit der Bevölkerung ist das Recht auf eine staatliche Unterstützung jedoch nach wie vor mit individuellen Armutskriterien, wie Alter und Krankheit, verbunden, während junge Menschen und Familien, die von Armut betroffen sind, mit Vorwürfen von Faul- und Trägheit konfrontiert werden und stigmatisiert bleiben.

Die beschriebenen Mechanismen tragen, wie Ferguson auch für andere *cash transfer*-Programme beschreibt, eher dazu bei, bestehende sozio-ökonomische Verhältnisse aufrecht zu erhalten. Das wird im Falle des TASAF-Programmes auch dadurch verstärkt, dass arme Menschen in Tansania nicht als politische Kraft wahrgenommen, sondern eher als Instrument gesehen werden, um die eigenen politischen Ziele zu erreichen. Inwieweit die Einführung des TASAF-Programmes die politische Mobilisierung oder das politische Engagement der Empfänger (oder auch anderer Gruppen) verändert hat, lassen sich im Zuge dieser Arbeit nicht endgültig beantworten. Erste Indikatoren zeigen jedoch, dass Empfänger eher an Dorfversammlungen teilnehmen, wobei dies vermutlich auch mit dem Gefühl von Abhängigkeit und Verpflichtung gegenüber dem Staat verbunden ist und demnach keine freiwillige Mobilisierung im eigentlichen Sinne wäre. Es zeigte sich außerdem, dass die Empfänger eine sehr heterogene Gruppe sind, die nur wenig Kontakt untereinander pflegen. Die Fragen, inwieweit sich ihr Status innerhalb der Dorfgemeinschaft verändert hat, wie sich

das Programm auf das soziale Gefüge und die Partizipation der Empfänger in der Dorfgemeinschaft ausgewirkt hat und was das für die Zukunft, sprich für die Zeit nach Beendigung des Programmes bedeuten kann, bleiben offen. Auch die Frage, welche Rolle Gender im Gefüge des Programmes einnimmt, bleibt ungeklärt. Obwohl grundsätzlich der Mann als Haushaltsvorstand gesehen und im Programm aufgelistet wird, sprechen die beschriebenen Ausnahmen dafür, dass scheinbar zumindest einige der lokalen Freiwilligen Männer als nicht geeignet (wie im Fall des Ehepaares, wo die Frau gelistet wurde) oder nicht berechtigt (wie im Fall von Juma, der – aufgrund seiner Einschränkung – statt seines Vaters gelistet wurde) sehen, Sozialhilfe zu erhalten.

All dies zeigt, dass das TASAF-Programm tief verwurzelt ist in westlichen Denkmustern und westlichen Entwicklungsdiskursen und eher eine Hybridform aus beiden Sozialhilfemodellen, als ein „klassisches“ *cash transfer*-Programm ist. Durch diese Hybridform ergeben sich einige Widersprüche: Einerseits machen die Beamten deutlich, dass sie den Empfängern die Fähigkeiten und den Willen das Geld selbstbestimmt zu nutzen absprechen, andererseits ist das Geld *unconditional* und es existieren keine Strukturen (wie Trainings oder ähnliches), um diese Transformation weiter zu fördern, was der Weg eines „klassischen“ Sozialhilfeprogrammes wäre. Ein anderes Beispiel ist die unterschiedliche Bewertung der Ausgaben: Lebensmittelkauf wird als Verschwendung abgelehnt, während Verbesserungen am Haus gelobt werden.

Die Gründe dafür können einerseits als Fehler in der Konzeption des Programmes oder als Spezifikum in Kilombero, das auf den Vorurteilen der lokalen Beamten beruht, interpretiert werden. Wahrscheinlicher erscheint mir jedoch die Vermutung, dass in der Konzeption des Programmes auch andere staatliche Interessen verfolgt werden: Durch das Programm wird die Situation der armen Bevölkerung verbessert, allerdings nicht grundlegend. Dadurch wird Armut nicht gelindert, sondern sie wird lediglich leichter zu verwalten. Gleichzeitig dienen Fortschritte, die Haushalte durch den *cash transfer* erreichen, als sichtbare Manifestation staatlichen Engagements. Diese Außenwirkung dient dem Staat als Instrument sich sowohl vor seinen Bürgern als auch vor internationalen Akteuren zu profilieren. Um diese These verifizieren zu können, stellt sich vor allem die Frage, inwieweit sich dieses Muster, das sich in Kilombero sehr deutlich abzeichnet, in anderen Bezirken beziehungsweise Bundesländern wiederfinden lässt. Hier wäre vor allem die Betrachtung der Unterschiede in der Implementierung, welche Personen(-gruppe) über die (regionale beziehungsweise lokale) Implementierung entscheiden und welche Gründe dafür vorliegen,

entscheidend. Außerdem sollte zudem die Frage behandelt werden, inwieweit sich lokale Ökonomien seit Beginn des TASAF-Programmes verändert haben.

Armut und die Debatten um Linderung von Armut sind, wie bereits in Kapitel 2 dargestellt, ein Thema, das uns weltweit betrifft. Wie Ferguson (2015) in „Give a man a fish“ darstellt, sind westliche Sozialhilfemodelle an ihrem Limit angekommen und nicht in der Lage, Armut wirksam zu reduzieren, da sie unter spezifischen historischen und gesellschaftlichen Kontexten entstanden sind, die die Welt nicht (länger) widerspiegeln. Trotzdem sind sie nach wie vor wirkmächtig und hemmen neue und radikalere Ideen, da die Ursache von Armut weiterhin in der Produktion und nicht in einer ungleichen Verteilung gesehen wird (Ferguson 2015: 60). Wie man am Beispiel der Entwicklung von Sozialhilfe in Tansania sehen kann, wurden diese Vorstellungen von Armut außerdem in die Kolonien exportiert, wo sie die Sozialhilfeprogramme nachhaltig beeinflussten. Aber auch nach der Unabhängigkeit wurden Länder des Globalen Südens zum Beispiel durch Strukturanpassungsprogramme oder Entwicklungszusammenarbeit, die diese Vorstellungen reproduzieren, erheblich beeinflusst. Daher ist es nicht verwunderlich, dass, wie Ferguson (2015: 60-61) zeigt, viele der *cash transfer* – Programme nach wie vor von diesen westlichen Vorstellungen beeinflusst werden. Dies lässt sich auch am TASAF-Programm bestätigen, das durch Konditionalität, Vorgaben und einer Ideologisierung von Produktion gehemmt wird.

Für die globale Debatte um Sozialhilfe zeigt sich außerdem deutlich, das Aufeinandertreffen verschiedener Interessensgruppen, die die Konzeption eines solchen Programmes beeinflussen. Ein Sozialhilfeprogramm bedient multiple Interessen und die Linderung von Armut ist daher nur eins von vielen Zielen, die von involvierten Akteuren (wie dem Staat) verfolgt werden. Daher ist es wichtig bestehende Sozialhilfeprogramme in den Kontext ihrer Entstehung einzubetten und die Interessensgruppen, die auf die Konzeption eingewirkt haben, zu hinterfragen.

Auch Fragen nach Akzeptanz von *cash transfer*-Programme und Solidarität mit Sozialhilfeempfängern, die eng mit Vorurteilen über Armut und arme Menschen verknüpft sind, wurde bisher in der globalen Debatte nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Im TASAF-Programm sollte Akzeptanz durch Einbeziehung der betroffenen Dorfgemeinschaften und Ansätze direkter Demokratie erreicht werden. Allerdings fehlte es selbst den ausführenden Beamten und Dorfvorstehern an Vertrauen in die dafür vorgesehenen Strukturen und es mangelte am Interesse der Bürger. Daher gewann ich den

Eindruck, dass diese gemeinschaftsbasierten Ansätze durch die (lokale) Verwaltung eher genutzt wurden, um die eigene Position zu legitimieren. Es ist also wichtig zu erkennen, dass gemeinschaftsbasierte Ansätze oder direkte Demokratie kein Selbstläufer sind, sondern die Bürger dafür gewonnen werden und Vertrauen in die bestehenden Strukturen haben müssen. Außerdem sollte es nicht nur eine Fokussierung auf direkt betroffene Ortschaften geben, sondern ein gesamtgesellschaftlicher Diskurs angeregt werden. Dies ist beim TASAF-Programm nicht gelungen. Statt gängige Stigmata gegenüber armen Menschen abzubauen, wurden diese im Programm reproduziert. Es zeigt sich also die Wichtigkeit ethnologischer Definitionen von Armut und Bedürftigkeit. Armut kann nur gelindert werden, wenn gleichzeitig auch Vorurteile gegenüber armen Menschen abgebaut werden. Denn erst wenn auch innerhalb der Gesellschaften anerkannt wurde, dass Armut (wie es Margret Thatcher 1978 ausdrückte) kein „personality defect“ (Catholic Herald 1978) ist, sondern lediglich ein Verteilungsproblem, können sich Sozialhilfeprogramme global aus den alten Mustern lösen und die Tür zu einer gerechten Teilung von Wohlstand und einer tatsächlichen Linderung von Armut öffnen.

In dieser Arbeit konnte ich eine erste Ethnographie des Verteilungsmechanismus „TASAF“ in Kilombero geben und aufzeigen, dass es durch seine Strukturen und eingeschriebenen Vorurteilen gegenüber armen Menschen dazu beiträgt, den Status quo aufrecht zu erhalten. Außerdem lässt sich vermuten, dass es als staatliches Instrument genutzt wird, um die Außenwirkung des Staates zu beeinflussen und lokalen, nationalen und internationalen Akteuren zu zeigen, dass etwas für arme Menschen im Land getan wird. Gleichzeitig hatte ich beim Schreiben dieser Arbeit das Gefühl, mehr Fragen aufzuwerfen als zu beantworten. Das zeigt die Verflechtung von TASAF mit komplexen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Bereichen, deren Erforschung noch aussteht.



## 9 Bibliografie

- Alba, Sandra et. al. (2010): Improvement in access to malaria treatment in Tanzania after switch artemisinin combination therapy and the introduction of accredited drug dispensing outlets - a provider perspective. In: *Malaria Journal* 9 (164), 1-15.
- Bossert, Albrecht (1985): *Traditionelle und moderne Formen sozialer Sicherung in Tanzania: Eine Untersuchung ihrer Entwicklungsbedingungen*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Catholic Herald (1978): „The thatcher philosophy“ Elektronisches Dokument: <https://www.margareththatcher.org/document/103793> [zuletzt abgerufen am 12.12.2019].
- Chamwali, Anthony (2000): *Survival and Accumulation Strategies at the Rural-Urban interface: A Study of Ifakara Town, Tanzania*. REPOA Research Reports 00.3, Dar es Salaam: Tanzania Printers Limited.
- Cookson, Tara P. (2018): *Unjust conditions. Women's work and the hidden cost of cash transfer programs*. Berkeley: University of California Press.
- Eckert, Andreas (2004): Regulating the social: Social security, social welfare and the state in late colonial Tanzania. In: *Journal of African History* 45, 467- 489.
- Esping-Anderson, Gosta (1990): *The three Worlds of Welfare Capitalism*. Princeton: Princeton University Press.
- Ferguson, James (2015): *Give a man a fish*. Durham: Duke University Press.
- Ferguson, James (2017): Presence and Social Obligation: An Essay on the Share. Öffentlicher Vortrag an der Universität zu Köln, am 03.07.2017, persönliche Mitschrift.
- Focus Media (2018): „Rais Magufuli afungua daraja la mto Kilombero (Daraja la Magufuli)“. Elektronisches Dokument: <http://www.focusmedia.co.tz/tanzania/rais-magufuli-afungua-daraja-la-mto-kilombero-daraja-la-magufuli> [zuletzt abgerufen am 02.11.2019].
- Garcia, Marito und Charity M.T. Moore (2012): *The Cash Dividend. The Rise of Cash Transfer Programs in Sub-Saharan Africa*. The World Bank: Washington DC.
- Gledhill, Hita und Maria Gabriela (2009): *New Actors, New Political Spaces, Same Divided City? Reflections on Poverty and Politics of Urban Development in Salvador, Bahia*. BWPI Working Paper 102. Brooks World Poverty Institute, University of Manchester.
- Lal, Priya (2010): Militants, mothers, and the national family: “Ujamaa”, gender, and rural development in postcolonial Tanzania. In: *The journal of African History* 51 (1), 1-20.
- Magombeyi, Mercy, T. und Nicholas M. Odhiambo (2016): „Poverty Alleviation Policies in Tanzania: Progress and Challenges“. *EuroEconomica* 35 (2). Available online via <http://journals.univ-danubius.ro/index.php/euroeconomica/article/view/3320/3754>.
- Mauss, Marcell (1954) [frz. Org. 1923/24]: *The gift. Forms and Functions of Exchange in Archaic Societies*. London: Cohen & West LTD.
- Mchomvu, Andrew S.T.; Felician S.K. Tungaraza and Sam Maghimbi (2002): Social Security systems in Tanzania. *Journal of Social Development in Africa* 17 (2), 11-28.
- Minja, Happiness and Birgit Obrist (2005): Integrating Local and Biomedical Knowledge and Communication: Experiences from KINET Project in Southern Tanzania. In: *Human Organization* 64 (2), 157-165.
- de Sardan and E. Piccoli (Hrg.) (2018): *Cash transfers in context: an anthropological approach*. London: Berghahn.



- Seekings, Jeremy (2008): „Welfare Regimes and Redistribution in the South“. In: *Divide and Deal: The politics of Distribution in Democracies*. Hg. Ian Shapiro, Peter A. Swenson and Daniela Donno Panayides. New York: NYU Press.
- Skarstein, Rune (2005): Economic Liberalization and Smallholder Productivity in Tanzania. From Promised Success to Real Failure, 1985-1998. In: *Journal of Agrarian Change* 5 (3), 334-362.
- Spangler, Sydney A. (2011): “To Open Oneself Is a Poor Women’s Trouble”: Embodied Inequality and Childbirth in South-Central Tanzania. In: *Medical Anthropology Quarterly, New Series* 25 (4), 479-498.
- Tanzania Social Action Fund (2013a): *Productive Social Safety Net (PSSN) Operational Manual*. Prepared by Government Preparation Team. The United Republic of Tanzania. The president’s Office. Elektronisches Dokument: <http://www.tasaf.org/index.php/reports/tasafdocument-archive/publications/158-tasaf-iii-pssn-operational-manual/file> [zuletzt abgerufen am 12.12.19].
- Tanzanian Social Action Fund (2013b): *Kitini cha ngazi ya jamii. Mafunzo kuhusu utekelezaji wa mpango wa kunusuru kaya maskini*. Prepared by TASAF Makao Makuu. The United Republik of Tanzania. The president’s Office [internes Handbuch für Mitglieder des *Community Management Committee*].
- Tanzanian Social Action Fund (2019): Offizielle Webseite des Tanzanian Social Action Fund. Elektronisches Dokument: <http://www.tasaf.go.tz/> [zuletzt abgerufen am 12.12.2019].
- Tungaraza, Felician (1993): Social Networks and Social Care in Tanzania. *Social Policy & Social Administration* 27 (2), 141-150.
- Widlok, Thomas (2013): Sharing. Allowing others to take what is valued. *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 3 (2): 11-31.
- Wuyts, Marc (2006): *Developing Social Protection in Tanzania within a Context of Generalized Insecurity*. REPOA Research Reports 06.19, Dar es Salaam: Mkuku na Nyota Publishers.

**KÖLNER ETHNOLOGISCHE BEITRÄGE**  
**HERAUSGEGEBEN VON MICHAEL J. CASIMIR**

- HEFT 1**      **BABET NAEFE 2002**  
**Die Kormoranfischer vom Erhai-See**  
**Eine südwest-chinesische Wirtschaftsweise im Wandel**
- HEFT 2**      **ANNIKA WIEKHORST 2002**  
**Die Verwendung von Pflanzen in der traditionellen Medizin bei drei Baka**  
**Gruppen in Südost Kamerun**
- HEFT 3**      **IRENE HILGERS 2002**  
**Transformationsprozeß im Norden Kirgistans**  
**Sozio-ökonomischer Wandel am Beispiel eines Dorfes**
- HEFT 4**      **BRITTA FUCHS 2002**  
**Wenn der Muezzin rufen will**  
**Diskurse über ein Moscheebauprojekt im Kölner Stadtteil Chorweiler**
- HEFT 5**      **KERSTIN HADJER 2003**  
**Illegalisierte Identitäten**  
**Auswirkungen der Sans Papiers-Problematik auf den Alltag**  
**afrikanischer Migranten in Pariser Wohnheimen (Foyers)**
- HEFT 6**      **FLORIAN STAMMLER 2003**  
**Überlebensstrategien im postsozialistischen Russland**  
**Das Beispiel der rentierzüchtenden Chanty und Nentsy in**  
**Nordwestsibirien**
- HEFT 7**      **CLAUDIA LIEBELT 2003**  
**Die Wasserwirtschaft im südmarokkanischen Dratal im Spannungsfeld**  
**von lokaler und staatlicher Ressourcenkontrolle**
- HEFT 8**      **NADIA CORNELIUS 2003**  
**Genese und Wandel von Festbräuchen und Ritualen**  
**in Deutschland von 1933 bis 1945**
- HEFT 9**      **HENRICA VAN DER BEHRENS 2003**  
**Gartenbau der Himba**  
**Ackerbauliche Bodennutzung einer pastoralnomadischen Gruppe im**  
**Nordwesten Namibias und Wandel von Festbräuchen und Ritualen**
- HEFT 10**     **TOBIAS SCHMIDTNER 2004**  
**Ressourcenmanagement und kollektives Handeln**  
**Wirtschaft und soziale Organisation bei einer Gemeinschaft**  
**namibianischer small miners in der Erongo-Region**
- HEFT 11**     **NATASCHA GARVIN 2004**  
**„La vara es recta, no es torcida“**  
**Der Alcalde Auxiliar als lokale Autorität in einer indigenen Gemeinde**  
**Guatemalas**
- HEFT 12**     **SEBASTIAN T. ELLERICH 2004**  
**Der Yaqona-Markt in Fidschi**  
**Zustand, Probleme, Bemühungen**
- HEFT 13**     **ANNE SCHADY 2004**  
**"Community Participation" and "Peer Education"**  
**A critique of key-concepts in HIV/AIDS prevention in Swaziland**
- HEFT 14**     **THEKLA HOHMANN 2004**  
**Transformationen kommunalen Ressourcenmanagements im Tsumkwe**  
**Distrikt (Nordost-Namibia)**

**KÖLNER ETHNOLOGISCHE BEITRÄGE**  
**HERAUSGEGEBEN VON MICHAEL J. CASIMIR**

- HEFT 15**      **BETTINA ZIESS 2004**  
**Weide, Wasser, Wild.**  
**Ressourcennutzung und Konfliktmanagement in einer Conservancy im Norden Namibias.**
- HEFT 16**      **DEIKE EULENSTEIN 2004**  
**Die Ernährungssituation und Ernährungsweise in der DDR (1949-1989) und die Veränderungen nach der Wiedervereinigung am Beispiel Thüringens**
- HEFT 17**      **SONJA GIERSE-ARSTEN 2005**  
**CHRIST CRUSHES HIV-CRISIS**  
**Umgang namibischer Pfingstkirchen mit der HIV/AIDS Epidemie**
- HEFT 18**      **JANA JAHNKE 2006**  
**Lokale Interessen, Staatlichkeit und Naturschutz in einem globalen Kontext**  
**Untersuchung eines Projektes der Weltbank zur Einrichtung von geschützten Gebieten in Peru mit Management durch indigene Bevölkerungsgruppen**
- HEFT 19**      **MONIKA ZÍKOVÁ 2006**  
**Die kulturspezifische Formung des Gefühls Japan im interkulturellen Vergleich**
- HEFT 20**      **BJÖRN THEIS 2006**  
**DISKRETIION UND DIFFAMIE**  
**Innensicht und Fremdbild am Beispiel der Freimaurerei**
- HEFT 21**      **LAURA E. BLECKMANN 2007**  
**Zur Verräumlichung kollektiver Erinnerung**  
**Landschaften in Preisgedichten der Herero/Himba im Nordwesten Namibias**
- HEFT 22**      **SUSANNE HVEZDA 2007**  
**Wasser und Land im klassischen islamischen Recht unter besonderer Berücksichtigung der mālikitischen Rechtsschule**
- HEFT 23**      **SILKE TÖNSJOST 2007**  
**Plants and Pastures**  
**Local knowledge on livestock - environment relationships among OvaHerero pastoralists in north - western Namibia**
- HEFT 24**      **TAIYA MIKISCH 2007**  
**Stolz und Stigma**  
**Tanz und Geschlechterrollen in Zagora, Südmarokko**
- HEFT 25**      **FRANZISKA BEDORF 2007**  
**We don't have a culture**  
**"Being coloured" in Namibia als Konstruktion und Praxis**
- HEFT 26**      **FRANK WILDAUER 2007**  
**Zur Genese ethnischer Konflikte**  
**Die Konkomba-Kriege im Norden Ghanas**
- HEFT 27**      **MARTIN BÖKE 2008**  
**Die Rolle der Emotionen im traditionellen chinesischen Medizinsystem**
- HEFT 28**      **NICOLAI SPIEB 2008**  
**Die Tempel von Khajuraho (Indien) und ihre erotischen Skulpturen in den Augen ihrer Betrachter**

**KÖLNER ETHNOLOGISCHE BEITRÄGE**  
**HERAUSGEGEBEN VON MICHAEL J. CASIMIR**

- HEFT 29**      **ELISA TRÄGER 2008**  
**Bioprospektion und indigene Rechte**  
**Der Konflikt um die Nutzung von Bioressourcen**
- HEFT 30**      **KATRIN SCHAUMBURG 2008**  
**Maponya's in Transition - The Social Production and Construction**  
**of an Urban Place in Soweto, Johannesburg (South Africa)**
- HEFT 31**      **LINA GANDRAS 2009**  
**Warum Bio?**  
**Eine Untersuchung zum Kaufverhalten im Lebensmittelbereich**
- HEFT 32**      **LEANDROS FISCHER 2009**  
**Landscape and Identities**  
**Palestinian Refugees in Lebanon**
- HEFT 33**      **MICHAEL J. CASIMIR 2010**  
**Growing up in a Pastoral Society**  
**Socialisation among Pashtu Nomads in Western Afghanistan**
- HEFT 34**      **KATHARINA GRAF 2010**  
**Drinking Water Supply in the Middle Drâa Valley, South Morocco**  
**Options for Action in the Context of Water Scarcity and Institutional**  
**Constraints**
- HEFT 35**      **BARBARA SOLICH 2010**  
**Increasing Malaria Risk in Eastern Africa**  
**A Multi-Causal Analysis**
- HEFT 36**      **IBRAHIM ANKAOĞLUAR 2011**  
**Das Haus im Fokus Austronesischer Orientierungssysteme**
- HEFT 37**      **CHRIS FREIHAUT 2011**  
**Community Forestry**  
**Instrument des globalen Klimaschutzes oder lokale Maßnahme zu**  
**Empowerment?**
- HEFT 38**      **HEIDRUN MEZGER 2011**  
**Zur Weberei der Dogon in Mali**  
**Eine komparative und historische Perspektive**
- HEFT 39**      **DIEGO AUGUSTO MENESTREY SCHWIEGER 2012**  
**Institutions and Conflict:**  
**An Ethnographic Study of Communal Water Management**  
**in North-West Namibia**
- HEFT 40**      **CAROLIN MAEVIS 2012**  
**Die Vermittlung von Unmittelbarkeit**  
**Bilder und Erleben „ursprünglicher Natur“ von Safari-TouristInnen**  
**am Naivashasee, Kenia**
- HEFT 41**      **FABIENNE BRAUKMANN 2012**  
**Nilpferdjäger, Weber, Salzhändler**  
**Wirtschaftliche Strategien und soziale Organisation**  
**der Haro Südäthiopiens im Wandel**
- HEFT 42**      **ANNE TURIN 2014**  
**Imperiale Jagd und europäische Expansion**  
**im Oranje-Freistaat, 1800-1890**  
**A.H. Bain, Prinz Alfreds Jagd und die Rettung des Weißschwanzgnus**
- HEFT 43**      **LENA MUCHA 2014**  
**Friedlicher ziviler Widerstand im Kontext des urbanen Konfliktes im**  
**Stadtteil *Comuna 13* in Medellín (Kolumbien)**

- HEFT 44      **DUŠKO BAŠIĆ 2015**  
**The United Nations of Football**  
**South-South Migration, Transnational Ties and Denationalization in the**  
**National Football Teams of Equatorial Guinea and Togo**
- HEFT 45      **ANNA KALINA KRÄMER 2016**  
**Das „Anthropozän“ als Wendepunkt**  
**zu einem neuen wissenschaftlichen Bewusstsein?**  
**Eine Untersuchung aus ethnologischer Perspektive zur**  
**Bedeutung und Verwendung des Konzeptes.**
- HEFT 46      **THOMAS WIDLÖK 2017**  
**Wir Staatsmenschen**  
**Das Feld, die Stadt und der Staat in der Kulturanthropologie Afrikas**
- HEFT 47      **KATHARINA HAGER 2017**  
**Vom Arme-Leute-Essen zum andinen Superfood.**  
**Quinoa in Bolivien im Spannungsfeld zwischen Revitalisierung,**  
**Ernährungssicherung und internationalem Quinuaboom.**
- HEFT 48      **DOREH TAGHAVI 2017**  
**EXPLORING FALLISM:**  
**Student Protests and the Decolonization of Education in South Africa**
- HEFT 49      **CATERINA REINKER 2017**  
**Life on Sauerkraut Hill**  
**Representation and Practices of Freedom and Constriction among**  
**German Immigrants in Cape Town, South Africa**
- HEFT 50      **SONJA ESTERS 2017**  
**Schwarz-Weiß im Dunkeln**  
**Zur Aushandlung von Gender, Hautfarbe und Ethnizität**  
**in Kölner Tanzclubs**
- HEFT 51      **ALINA ZIEGLER 2018**  
**„Ausländer-Time“**  
**Zur Konstruktion und Inszenierung sozialer Identitäten**  
**durch Schülerinnen und Schüler an einer Realschule in Köln**
- HEFT 52      **TABEA SCHIEFER 2019**  
**Whiskykonsum als Multisensorisches und Identitätsstiftendes Erlebnis**  
**Ergebnisse einer empirischen Untersuchung**  
**in Deutschland und in Schottland**
- HEFT 53      **CAROLA JACOBS 2019**  
**Practicing Belonging and Navigating Uncertainties:**  
**The Case of Congolese Diasporans in South Africa**
- HEFT 54      **PAULINA PEGA 2019**  
**Die Tataren**  
**Geschichte, Fremd- und Eigenbild einer**  
**muslimischen Gemeinschaft in Ostpolen**
- HEFT 55      **ANNA KALINKA KRÄMER 2020**  
**Satsaṅg, Saṅgha, Sādhana**  
**Zur Verortung von Spiritualität im indischen Rishikesh**
- HEFT 56      **MARIA LASSAK 2020**  
***Unconditional Cash Transfer* als staatliches Instrument der**  
**Armutslinderung in Tansania am Beispiel des Bezirks Kilombero,**  
**Südwest-Tansania**